

Die zerbrochene Puppe und allerlei Nostalgisches

Helene Pilz

Erscheinungsjahr:	2010
Redaktionelle Mitarbeit:	Dr. Lygia Simetzberger
Layout und Mitarbeit:	Dipl. Päd. Elisabeth Zumtobel
Herstellung:	Druckerei Seebacher GmbH Kühwegboden 40 9620 Hermagor

Danksagung

Mein Dank gilt meiner Tochter Lygia und meiner Kollegin Frau Elisabeth Zumtobel für die freundliche Mitarbeit zum Vollenden dieser Broschüre.

Vorwort der Autorin



Gibt es Geschichten, die man der Nachwelt nicht vorenthalten darf? Ich sammelte viele Erzählungen meiner Eltern und meines Großvaters. Sie hatten vieles erlebt, das mitunter zum Lachen, Schmunzeln, aber auch Nachdenken anregte. Dazu gesellten sich Begebenheiten aus meinem eigenen Leben. So entschloss ich mich, alle Begebenheiten in einer Broschüre zu vereinigen. Zum besseren Verständnis der einzelnen Handlungen bzw. zum Erkennen der einzelnen Personen werden zum Text Bilder oder Fotos eingesetzt. Mein erstes Buch, das 2009 erschien, trägt den Titel „Erzähltes und Erlebtes aus der Wulfenstadt Hermagor“.

Helene Pitz

Hermagor, im Oktober 2010

INHALTSVERZEICHNIS

Meine Erinnerungen

I Episoden erzählt von Maria Kandolf

geb. Melichar, geb. 1899

- Unser Gockel 6
- Dienstmädchen bei einem Spiegelmacher 7
- Beim Zahnarzt 8
- Klein Chicago in Götzendorf 9

II Mein Großvater Georg Kandolf, geb. 1854

- Modell für ein Kriegerdenkmal 10
- Lei a Diandle 12
- Der „Kuckuck—Kandolf“ 13

III Soldatengeschichten, erzählt von

Johann Kandolf, geb. 1896

- Der Rekrut 14
- Der Kirschenschmaus 15
- Der Geigenkünstler 16
- Zwei Steirer in China 17

VI Erinnerungen an meine Kindheit –

Helene Pilz geb. Kandolf, geb 1929 erzählt

- Die Schlittenfahrt 18
- Herold, der Erste 19
- Herold, der Zweite 20
- Die zerbrochene Porzellanpuppe 22
- Weihnachtsfeiern im Kindergarten 1934 bis 1936 24
- Spiele in der Kinderzeit (Die Nachbarkinder und ich) 25
- Theaterspiel im Gartenhäuschen 27
- Meine beste Freundin 28

➤ Hauptschulzeit in den Kriegsjahren	31
➤ Mein erster Opernbesuch	33
➤ Das Freibad in Hermagor	35

V Kriegs- und Nachkriegserinnerungen, erzählt von Helene Pilz geb. Kandolf

➤ Christbäumchen am Himmel	37
➤ Fliegeralarm in Klagenfurt	39
➤ Es brennt!	41
➤ Kriegsende 1945	44
➤ Die Besatzung - Die Engländer kommen!	45
➤ Jack, der Sänger	46
➤ Russen in Wien 1945 / 1946	47
➤ Großheuriger in Tattendorf 1946	49

VI Burgenland-Geschichten 1953

➤ Meine erste Reise ins Burgenland	50
➤ Katzn-Toag	52

VII Tiergeschichten

➤ Unsere Schildkröten „Tartaruga“ und „Panti“	53
➤ Kater Murli	57
➤ Unsere Henne „Hansi“	58
➤ Die versteckten Eier	59
➤ Die „Blaualan“	60
➤ Pepi, der Pfau	61
➤ Mein Wellensittich „Prinzi“	63

Schlussteil:

Lebensläufe von Maria Kandolf geb. Melichar	64
Johann Kandolf	66
Helene Pilz geb. Kandolf	68

I Episoden erzählt von Maria Kandolf geb. Melichar, geb. 1899



Maria Kandolf (1899 - 1972)
und ihre Geschwister

von links nach rechts:
Mathilde, Maria, Rudolf, Anna

Unser Gockel

Meine Eltern hielten sich Hasen und Hühner. Für uns Kinder war besonders der große, schöne Hahn das Lieblingstier. Wir sprachen mit ihm und fütterten ihn besonders gut und waren erfreut, dass er uns nachlief. Mein Bruder Rudolf, damals sieben oder acht Jahre alt, musste sonntags für den Vater einen Krug Bier aus dem Gasthaus holen. Da fiel ihm etwas ein. Beim Nachhausekommen stellte Rudolf den Krug auf den Boden, rief den Gockel und brachte ihn dazu, vom Bier zu trinken.

Meinem Bruder gefiel es zu sehen, dass der Hahn vom Genuss des Bieres ganz aufgekratzt wurde, umherstolzte und krächte und dabei torkelte wie ein betrunkenener Mensch. Jedes Mal, wenn der Bruder Bier holte, wiederholte sich diese Szene. Auch wir drei Schwestern genossen das Schauspiel.

Doch bald verging uns die Freude an unserer Tat. Der Gockel war süchtig geworden und hielt jeden auf, der mit einem Gefäß in der Hand daherkam. Zuerst nahmen es die Leute nicht übel. Doch unser Hahn wurde zornig, wenn er getäuscht wurde. Er krächte laut, schlug mit den Flügeln und stürzte sich auf die Beine der Leute. Unserem Vater wurde schließlich die Sache vom trunksüchtigen Gockel berichtet. Um den Ärger aus der Welt zu schaffen, machte der Vater kurzen Prozess mit dem Hahn. Dieser landete letzten Endes dort, wo Hühner zu enden pflegen, nämlich in der Bratpfanne.

Dienstmädchen bei einem Spiegelmacher



Nach dem Ersten Weltkrieg nahm ich eine Stelle bei einem Spiegelmacher in Wien an. Mir wurde ein Schlafgemach im Parterre neben der Haustür zugewiesen. Die Zimmertüre ließ sich nicht abschließen.

Die Zeiten waren sehr schlecht. Viel Gesindel trieb sich in der Stadt umher. Besonders beliebt waren Einbrüche in Geschäfte und Handwerksläden. Nachts war stets etwas los. Ich schlief sorglos und unbekümmert in meinem Zimmer. Die Herrschaft hatte ihr Schlafzimmer im ersten Stock. Eines Nachts hörte ich Geräusche im Geschäftslokal. Voller Angst stürmte ich die Stiege hinauf, um bei meinen Dienstgebern Schutz zu finden. Ich befürchtete, dass die Einbrecher auch in mein Schlafzimmer vordringen, um dort etwas zu suchen. Ich klopfte laut an die Tür meiner Brotgeber, doch diese stellten sich taub und öffneten die Tür nicht. Aus Angst vor den Einbrechern traute ich mich nicht, laut zu schreien oder noch ungestümmer an der Tür der Herrschaft zu pochen.

Ich hatte Glück! Die ungebetenen Gäste verließen das Geschäft mit etwas Beute und suchten nicht weiter im Haus herum.

Als alles ruhig war, kamen meine Dienstgeber aus dem Zimmer. Als sie mich vor Angst weinen sahen, meinte die Frau: „Aber Mizzi, was weinen’s denn? Hätten’s Ihnen doch ein Gefäß mit Salz und Pfeffer aufs Nachtkästchen gestellt. Wenn’s den Männern Salz und Pfeffer in die Augen streuen, sehen die nichts mehr, und Sie können davonlaufen.“

Dass ich selbst bald von diesem „sicheren“ Ort Reißaus nahm, ist leicht verständlich.

Beim Zahnarzt



Wer schon einmal Zahnschmerzen hatte, der weiß, dass man schwört, alles über sich ergehen zu lassen, um davon befreit zu werden.

Ich war ein junges Mädchen, als mich bohrende Zahnschmerzen in die Ordination eines Zahnarztes trieben. Eine Wurzelbehandlung wurde angesetzt. Wöchentlich einmal musste ich eine Behandlung über mich ergehen lassen. Es war die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Die Mittel zur Schmerzbetäubung waren nicht so gut entwickelt wie heute. Als die Wurzel reif zum Nervziehen war, kam der gefürchtete Augenblick. Es tat so entsetzlich weh, dass mir die Tränen wie ein Sturzbach aus den Augen schossen. Ich glaubte, mein Gehirn kommt herunter. Endlich war die Prozedur zu Ende. Der Zahn wurde versorgt. Die Behandlung war beendet. Nie wieder, schwor ich, werde ich so etwas mit mir machen lassen.

Es vergingen einige Jahre, und siehe, ein anderer Zahn wurde rebellisch. Nein, nein, nein, sagte ich zu mir selbst, ich warte, bis der Zahn so weit von Karies befallen ist, dass ich ihn herausreißen lassen kann.

Eine gute Freundin riet mir, zu einem ihr bekannten Zahnarzt zu gehen. „Du wirst sehen, du spürst nichts“, versprach sie. Als der Zahnarzt meinen Zahn untersuchte, meinte er lakonisch: „Mein liebes Fräulein, wir müssen eine Wurzelbehandlung machen“. „Niemals!“ rief ich voll Entsetzen. Ich dachte an die wahnsinnigen Schmerzen, die ich vor einigen Jahren ausstehen musste. Da zog der Zahnarzt seine goldene Taschenuhr aus dem Gilet und reichte sie mir mit dem Worten: „Sollten Sie nur den Funken eines Schmerzes verspüren, gehört die Uhr Ihnen.“ Ich überlegte. Dann raffte ich mich zu dem Entschluss auf, für eine solche wertvolle Uhr den Schmerz noch einmal aushalten zu wollen.

Dass ich leider tatsächlich gar nichts spürte, brauche ich wohl nicht zu erzählen. Schade, die Uhr wäre so schön gewesen!

Klein Chicago in Götzendorf



Götzendorf in Niederösterreich ist ein Dorf, in dem zur Zeit nach dem Ersten Weltkrieg die Bevölkerung entweder von bäuerlicher Arbeit oder von der Beschäftigung in der Spinnerei lebte. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Fabrik wiederaufgebaut. Zur Zeit des Krieges war die Spinnerei in eine Munitionsfabrik umgestellt worden.

Ich musste als junges Mädchen während des Krieges in der Munitionsfabrik arbeiten und danach war ich in der Spinnerei an einer Abspulmaschine beschäftigt. Ein reicher Bauernsohn machte mir den Hof. Die Eltern des jungen Mannes sahen es nicht gern, dass ihr Sohn mit einem „Fabriksmenscherl“ ging. Ich hielt mich von ihm immer mehr fern, da ich den Widerstand der Eltern kannte.

Eines Tages kam ein fescher Kärntner daher, der als Magazineur in der Fabrik angestellt war. Der junge Mann spazierte oft durch die Felder, wobei er immer in einem Buch las. Die Leute wunderten sich über ihn. Er war aber sehr tüchtig im Betrieb, und irgendwie lernten wir uns kennen. Wir gingen einige Male miteinander aus. Das gefiel dem Bauernsohn Xandl gar nicht, der mir zu verstehen gab, er wolle mich heiraten. Doch ich hatte mittlerweile meinen Hans aus Hermagor lieben gelernt und sagte das dem Götzendorfer. Dieser reagierte bitterböse. Er lauerte dem Kärntner auf und es gab eine wilde Schlägerei. Xandl bedrohte Hans mit den Worten: „Wenn du nicht abhaust, knalle ich dich ab.“

Der Bauernsohn leistete Fuhrdienste für die Fabrik. Dem Direktor drohte er damit, die Fuhren einzustellen, wenn dieser Kärntner nicht verschwindet. Zuerst nahm die Direktion die Drohung nicht ernst. Mein Hans zeigte keine Angst. Vorsichtshalber kaufte er sich jedoch einen Revolver zum Selbstschutz. Tatsächlich lauerte der Bauernsohn mit einigen Freunden dem verhassten Magazineur auf. Es war nur der Umsicht meines Hans zu danken, dass bei dem Überfall niemand ernstlich verletzt wurde, denn als Hans sah, dass ihm aufgelauert wurde, gab er seinem Fuhrmann den Befehl, so rasch wie es nur ging, an den „Wegelagerern“ vorbei zu preschen. Die Bauernburschen mussten sich durch einen Sprung zur Seite retten.

Noch gab sich mein reicher Verehrer nicht geschlagen. Er randalierte mit seinen Freunden vor der Fabrik und forderte die sofortige Entlassung des Magazineurs. Der Fabrikbesitzer war so eingeschüchtert, dass er Hans tatsächlich entließ. Man verschaffte Hans eine Stelle in Korneuburg, wo er etliche Jahre Dienst machte, bis ihn der Ruf seines Vaters nach Hermagor zurückholte.

Es ist klar, dass dieser Hans mein Mann wurde, mit dem ich viele glückliche Jahrzehnte in Hermagor verleben durfte.

II Mein Großvater Georg Kandolf, geb. 1854

Modell für ein Kriegerdenkmal



Mein Großvater Georg Kandolf, geb. 26.9.1854, war der jüngere Bruder des Matthias Kandolf, den man den „Dienstmann Kandolf“ nannte. Georg erlernte den Beruf des Schusters. Es war im 19. Jahrhundert Brauch, dass man als Geselle bei anderen Meistern dazulernte. Dazu musste man auf die „Walz“ (= Wanderjahre) gehen. Das tat mein Großvater. Darüber gibt ein Handwerksbüchl Auskunft. Viele Meisterbetriebe bezeugen die Verweildauer des jungen Wanderburschen. Es wurde von Ort zu Ort gezogen und Unterkunft bei gutherzigen Menschen gefunden. Auch gepflegt wurden die Handwerksburschen überall.

Nach mehreren Wanderjahren kehrte mein Großvater nach Hermagor zurück. Da er in seinem Beruf keine Zukunftschancen sah, bewarb er sich bei der Post um eine Stelle als Briefträger. Das blieb er bis zu seiner Pensionierung.

Mein Großvater heiratete in jungen Jahren meine Großmutter Anna geb. Rohsbacher. Seine Frau gebar ihm drei Söhne. Leider verstarb meine Großmutter sehr früh (1906), und mein Großvater musste die Buben allein großziehen.

Großvater war ein begeisterter Feuerwehrmann. Seit 1874 war er bei der Feuerwehr und er wurde am 8.1.1933 vom Feuerwehrkommandanten Rudolf Lasser zum „Ehren-Obersteiger“ ernannt. Das Dekret hängt in unserem Haus.

Der Großvater trug gerne Uniformen und so kam es auch, dass er bei der Bürgergarde von Hermagor war. Davon gibt es Aufnahmen. Mit seinem Schnurrbart sah er sehr gesetzt aus. Der Hermagorer Bildhauer Hans Domenig sollte für die Gemeinde Arnoldstein ein Kriegerdenkmal gestalten. Als Modell dafür erkor er sich meinen Großvater. Man kann die

Büste des Denkmals in Arnoldstein sehen. Der Gipsabdruck davon hängt im Stiegenhaus unseres Wohnhauses. So scheint Großvater über unser Haus zu wachen.

Es ist interessant, dass in späteren Jahren Herr Domenig ein Kriegerdenkmal für den Kriegerverein Hermagor als Auftragsarbeit bekam. Er sollte einen gefallenen Soldaten darstellen. Dafür brauchte er wieder ein Modell. Er wandte sich an meinen Vater Johann Kandolf und bat ihn, als Modell zu fungieren. So geschah es. Das Gesicht wurde frei gestaltet. Nur die Hände des liegenden, sich aufstützenden Soldaten wurden genau nach den Händen meines Vaters nachgebildet. Das Kriegerdenkmal, das vom damaligen Obmann des Kriegervereines, Dr. Albert Menninger von Lerchenthal, initiiert und vom Verein bezahlt wurde, befindet sich jetzt an der Westeinfahrt von Hermagor. Sooft ich die Hände dieses Soldaten betrachte, sehe ich meinen Vater vor mir.

So können Denkmäler Teil einer Familiengeschichte sein.



Rechts im Bild Johann Kandolf

Lei a Diandle

Als meine Eltern ein Kind erwarteten, freute sich auch mein Großvater auf den Nachwuchs. In der damaligen Zeit war es selbstverständlich, dass die Frauen ihre Kinder zu Hause gebären. Die Hebamme leistete Hilfe bei der Geburt. Als es im Jahr 1929 bei meiner Mutter so weit war, warteten die Männer, und zwar mein Vater und der Großvater, auf den ersten Schrei des Neugeborenen. Dass Väter bei der Geburt zugegen waren, war nicht üblich. Als ich pflichtgemäß meinen ersten Schrei tat, meinte der Großvater lakonisch: „Lei a Diandle“. Und es stimmte. Hatte er die ersten Schreie seiner drei Söhne in den Ohren, dass er sofort erkannte, dass ich „nur“ ein Mädchen war?



Nichtsdestotrotz war ich sein Liebling, den er gegen jedermann verteidigte. Wenn meine Mutter mit mir streng ins Gericht gehen wollte, flüchtete ich zum Großvater, versteckte mich unter dessen Bett und hörte, wie der Großvater zu meiner Mutter sagte: „Lass das Diandle in Ruhe.“ So entging ich mancher Bestrafung.

Sonntags pflegte mein Großvater seine Verdienstmedaillen zu polieren, die er neben alten Ringen, entwertetem Papiergeld und einer 100 Schilling-Goldmünze verwahrt hatte. Ich durfte zusehen, wie er seine Schätze mit großer Freude betrachtete und mir immer wieder versicherte, diese 100 Schilling-Münze gehöre mir. Diese Sachen befanden sich in einer aus Kirschholz gefertigten Schatulle, die mit einem Schlüssel zu versperren war.

Als mein Großvater starb, war ich erst fünf Jahre alt. Meine Eltern verwahrten die Gegenstände meines Großvaters so lange, bis ich erwachsen war und übergaben mir dann alles. Ich freute mich sehr darüber, da ich die Kindheitserinnerungen noch in mir trug.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es für uns sehr schlechte Zeiten. Ich ging in die Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Klagenfurt. Meine Eltern hatten sehr oft Mühe, das Kost- und Quartiergeld für mich aufzubringen. Mein Vater war arbeitslos und nur durch Gelegenheitsarbeiten, die meine Mutter und der Vater tätigten, konnten sie für meinen Aufenthalt aufkommen. Als eines Tages die Lage fast hoffnungslos war, erinnerte ich mich meines „Schatzes“, nämlich der Goldmünze, die ich von meinem Großvater geerbt hatte. Mit Wissen meiner Eltern verkaufte ich diese Münze in Klagenfurt einem Juwelier. Das Geld reichte für drei Monate Kost und Quartier. So war mir dieses Goldstück von großem Nutzen.

Leider ging die Schatulle meines Großvaters bei Umbauarbeiten verloren. Ob sie noch irgendwo zu finden wäre? Wer weiß das!

Der „Kuckuck—Kandolf“



Mein Großvater hieß Georg Kandolf, geb. 1854 (gest. 1935) in Hermagor. Er erlernte nach der Pflichtschule das Handwerk des Schusters. Als Geselle begab er sich auf die Walz und lernte so einen Großteil von Österreich kennen. Angeblich schlug er einen Nagel in das Schloss der Wiener Kirche „Schloss im Eisen“ ein, was damals von den Handwerksburschen praktiziert wurde.

Leider übte mein Großvater den erlernten Beruf nie aus. Was davon übrig blieb, war die Sorgfalt, die er den Schuhen widmete. Ungeputzte Schuhe waren für ihn ein Gräuel. Als Broterwerb diente ihm der Beruf des Briefträgers. Er war auch ein leidenschaftlicher Feuerwehrmann. Er brachte es bis zum Obersteiger. Im Jahr 1933 wurde ihm ein Ehrendiplom der Feuerwehr Hermagor überreicht. Er war ein ausgezeichnete Kletterer, was er bis ins hohe Alter bewies. Aus dieser Zeit will ich eine Begebenheit über meinen Großvater weitergeben, die mir vor kurzem der Nachbar Hans Mitsche erzählte.

Mein Großvater konnte es nicht leiden, dass jemand „Kuckuck“ rief oder den Kuckucksruf durch Pfeifen imitierte. Er bezog diesen Ruf auf sich und fühlte sich zum Narren gehalten und versuchte die Kuckucksrufer zu vertreiben.

Herr Mitsche erzählte:

„Eines Tages heckten wir Buben – Erich Platzer, Wilfried Domainko und ich den Plan aus, den alten Kandolf zu ärgern. Wir waren damals 8 bis 10 Jahre alt. Es war das Jahr 1928 oder 1929. Wir versteckten uns im Schützenpark hinter den Kastanienbäumen und riefen bald hier und bald dort „Kuckuck, Kuckuck!“ Der alte Herr Kandolf stand vor seinem Häuschen und hörte die Rufe. Sofort lief er in den Park und schrie erbost: „Ihr Lausbuben, euch werde ich es schon zeigen!“

Wir Buben rannten so schnell wir konnten in Richtung Graben. Herr Kandolf eilte hinter uns her. Schon kam er uns immer näher. In unserer Not kletterten wir auf einen Kastanienbaum, der vor dem Stall der Familie Smolli stand. Herr Kandolf war mit seinen mehr als 70 Lenzen **behende** hinter uns her, kletterte auf den Baum und kam uns Buben immer näher. Erich Platzer wagte sich auf einen Ast bedenklich weit hinaus, sodass er Gefahr lief, in die Gösse zu stürzen. Verzweifelt schrien wir Buben um Hilfe. Frau Smolli hörte unsere Hilferufe. Sie arbeitete im nahen Gemüsegarten. Schnell ergriff sie einen Gartenschlauch und richtete den Wasserstrahl auf Herrn Kandolf. Dieser war vom Wasserangriff so erschrocken, dass er vom Baum heruntersprang und nach Hause rannte. Wir Buben kamen unbehelligt davon, was wir Frau Smolli verdankten.

Es war traurig, dass mein Großvater diesen „Tick“ nicht ablegte. Das brachte ihm den Spitznamen „Kuckuck-Kandolf“ ein.

Herr Mitsche erzählte mir diese Geschichte im Jahr 2009.

Vielen Hermagorern war mein Elternhaus als beim „Brot-Schorsch (Georg)“ bekannt, weil die Ehefrau meines Großvaters Brot für andere buk. Der Vulgarname für das Anwesen ist „Hansele“.

III Soldatengeschichten, erzählt von Johann Kandolf, geb. 1896

Der Rekrut



Im Frühjahr des Jahres 1914 wurde ich als 18jähriger zum Militär eingezogen. Es war im Frühsommer, und unsere Einheit wurde nach der Grundausbildung ins oststeirische Dorf Waltersdorf (heute Bad Waltersdorf, Thermenkurort) verlegt. Dort wurde von uns im ländlichen Raum in Form von Manövern das Gelernte zur Anwendung gebracht. Eines Tages war hoher Besuch angesagt. Unsere Kompanie musste zum Appell antreten, und die hohen Offiziere schritten die Reihen ab. Jeder von uns Rekruten musste seinen Namen, die Herkunft und den Beruf angeben.

Wir hatten in unsere Reihen einen urigen Steirer, der immer wieder durch sein ungeschicktes Verhalten auffiel. Als ihn der Kommandant nach seinem Namen und seinem Beruf fragte kam die Antwort: „Zu Befehl! Ich heiße Josef Brantl, und bin Holzerkleinerungsfaktoreninstruktor.“ Der Offizier wollte sich keine Blöße geben und tat, als ob er diesen Beruf kenne. Nach der Inspektion fragte er aber ganz nebenbei den diensthabenden Unteroffizier: „Was meint er mit diesem Beruf?“ „Das heißt schlicht und einfach, dass er Holzknecht ist“, erwiderte der Unteroffizier. „Das habe ich mir gleich gedacht!“ rief der Kommandant erleichtert aus und setzte seine Inspektion fort.

Der Kirschenschmaus



Ende Juni brach die Zeit der Kirschenernte an. Auf den Wiesen der Waltersdorfer standen viele Kirschbäume, die schwer beladen mit Früchten waren.

Ich war zur Nachtwache auf einem Feld eingeteilt. Zufällig befand sich meine Einsatzstelle unter einem Kirschbaum. Beim Dienstesatz wurde die Versuchung immer größer, ein paar Kirschen zu essen. Ich war ganz allein und dachte, es sieht ja niemand, wenn ich einige Kirschen schnabuliere. Gedacht, getan. Ich lehnte mein Gewehr an den Stamm und tat mich an den Kirschen gütlich. Da ich sehr rasch gesättigt war, stand ich bald wieder auf meinem Posten, und ich war sehr zufrieden, dass ich die guten schwarzen Kirschen gekostet hatte.

Als ich mich nach dem Dienst im Quartier zurückmeldete, schaute mich der Dienst habende Offizier nur kurz an und sagte: „Drei Tage verschärften Kerker.“ Ich wollte aufbegehren. Doch bevor ich etwas sagen konnte, meinte der Vorgesetzte: „Ist es zu wenig?“ Ich stand stramm und dachte nach. Warum bekomme ich eine Kerkerstrafe? Als ich mich zum Strafantritt meldete, lachte der Kommandant und sagte zu mir: „Schau dich im Spiegel an!“ Das tat ich und wusste danach sofort, warum ich diese Strafe ausgefasst hatte. Mein Mund war von den dunklen Kirschen schwarz gefärbt, und das hatte der Diensthabende gesehen und sofort gewusst, was ich während der Wache angestellt hatte.

(Zum Glück war die Strafe milder, als es den Anschein hat. Denn die Haft wurde nur während der Nachtruhe vollzogen.)

Der Geigenkünstler

Das kleine Dorf Waltersdorf (heute: Bad Waltersdorf, in der Oststeiermark gelegener Thermenkurort) hatte eine schöne Pfarrkirche. Am Sonntag gab es den Pfarrgottesdienst, bei dem ein Organist und ein Chor mitwirkten. Ich hatte seit meiner frühen Kindheit Geige spielen gelernt. Als ich als junger Rekrut in der Kirche stand, erfasste mich der Wunsch, bei der Messe mitspielen zu dürfen. Ich fragte den Organisten, ob er eine Geige besorgen könnte. Selbstverständlich war das möglich. Am nächsten Sonntag wurde mir eine Geige präsentiert, und ich spielte die Messe mit. Die Bevölkerung war anscheinend von meinem Spiel ganz hingerissen, denn als ich vom Chor herunterkam, standen die Mädchenscharenweise vor der Kirchentür und fragten, ob ich am nächsten Sonntag wieder beim Gottesdienst die Geige spielen würde. Ich sagte zu, falls ich dienstfrei hätte.



Tatsächlich hatte ich den ganzen Sonntagvormittag keinen Dienst. Ich eilte in die Kirche und siehe, der Chor war dicht gedrängt mit Menschen. Ich stellte mich neben die Orgel und begleitete den Organisten mit meinem Spiel. Beim Hinausgehen traten mir einige Mädchen mit Körben entgegen, die prall gefüllt mit Köstlichkeiten aus der bäuerlichen Küche waren.

Seit diesem Tag ging uns Soldaten nichts mehr ab, denn die Dorfschönen waren von meinem Geigenspiel so begeistert, dass der Proviantnachschub für mich und meine Kameraden reichte.

Schade, dass diese Zeit so rasch verging und die Zeit des Abschieds näher rückte. Es gab viele Tränen, als ich mich von den freundlichen Waltersdorferinnen verabschiedete.

Als ich im leider sehr bald ausbrechenden Ersten Weltkrieg oft vom Hunger geplagt wurde, rief ich mir die Zeit des Manövers in Waltersdorf in Erinnerung und wünschte, mein Geigenspiel könnte auch im Krieg solche Wunder bewirken.

Zwei Steirer in China

Matthias Dobringer war der Halbbruder von Johann Kandolf. Er arbeitete viele Jahre in der Bierbrauerei Dreher in Triest und nach den Ersten Weltkrieg bei der Firma Puntigam in Graz, wo er bis zu seiner Pensionierung verblieb. Er war mit Steirern befreundet und hörte von ihnen die Geschichte von den Steirern in China.

Als im Jahr 1900 in China der Boxer-Aufstand stattfand, befanden sich zwei Steirer im Land der aufgehenden Sonne. Nach ihrer Rückkehr aus China wurden sie von ihren Freunden befragt, wie sie mit der Sprache der Chinesen zurechtgekommen waren. „Oh mei“, antworteten die beiden, „die reden ja so wie wir in der Steiermark“. „Wie meint ihr das?“ wunderten sich die Freunde. Da kam die verblüffende Antwort: „Schaint d’Sunn scho?“ fragt mich der Josef und meine Entgegnung war: „Jo, d’Sunn schaint scho.“ Klingt das nicht chinesisch?

Die beiden Steirer konnten den andächtig Zuhörenden den Eindruck vermitteln, dass sie mit ihrem „Steirisch“ die Chinesen verstehen konnten. Dass dem nicht so war, ist wohl klar!

IV Erinnerungen an meine Kindheit

Helene Pilz geb. Kandolf erzählt

Die Schlittenfahrt

Im Winter 1930/1931 gab es viel Schnee in Hermagor. An einem wunderschönen Wintertag richtete meine Mutter den Schlitten her. Sie legte warme Decken auf den Sitz und polsterte die runde Lehne des Schlittens gut aus. Dann setzte sie mich auf den Schlitten und übergab mich meinem Vater zur Ausfahrt mit den Worten: „Geh ein wenig mit dem Kind spazieren.“

Mein Vater ergriff die Leine, mit der man den Schlitten zog und ging mit mir spazieren. Unterwegs traf er einen Bekannten und plaudernd schritten die beiden Männer des Weges dahin. Der Schnee war etwas weich und der Schlitten glitt nicht so gleichmäßig dahin. Mitunter gab es einen Ruck und bei einem solchen verlor ich den Halt beim Sitzen. Eine Weile lag ich auf dem Schlitten, aber plötzlich rutschte ich bei der Lehne durch und lag auf der Straße. Ich war zuerst ganz still, sodass mein Vater gar nicht merkte, dass er mich verloren hatte. Er merkte auch nicht, dass der Schlitten leichter zu ziehen war. Erst als ich aus Leibeskräften schrie – ich war damals ca. 13 Monate alt – wurde mein Vater auf mich aufmerksam und er hob mich auf, packte mich wieder warm ein und brachte mich nach Hause.

Einige Tage später sollte mein Vater wieder mit mir eine Ausfahrt unternehmen. Doch ich weigerte mich, auf den Schlitten gepackt zu werden. Meine Mutter wunderte sich über mein Verhalten, sie wusste ja nichts von meinem Erlebnis. „Was ist denn, mein Liebling?“ fragte sie, „warum willst du nicht auf den Schlitten?“ – „Tata verlorn“, konnte ich schon sagen. „Was sagst du?“ wollte meine Mutter wissen. „Tata verlorn“, wiederholte ich. Da verstand meine Mutter.

Mein Vater brauchte nie wieder mit mir spazieren zu gehen.



Herold, der Erste

An den Schäferhund Herold kann ich mich selber nicht mehr erinnern, weil ich noch nicht auf der Welt war. Ich kenne seine Geschichte aus Bildern und Erzählungen meiner Eltern. Er war ein sehr schönes Tier und er war sehr treu.

Meine Eltern hatten sich Fahrräder angeschafft und unternahmen gerne eine kleine Ausfahrt. Herold begleitete sie auf ihren Ausflügen. In den Zwanzigerjahren gab es wenige Autobesitzer, sodass es relativ einfach war, auf der Straße zu fahren. Die Straßen waren damals nicht so breit wie heutzutage und sie waren nicht asphaltiert.

Auf einem Ausflug ins obere Gailtal passierte das Unfassbare. Die Eltern befanden sich auf der Heimfahrt. Sie fuhren in die Kurve bei Watschig ein. Herold lief knapp hinter meinen Eltern am Straßenrand. Plötzlich näherte sich von hinten ein Sportwagen, in dem einige übermütige junge Menschen saßen. Es waren die Kinder des Besitzers der Linder Bierbrauerei in Hermagor. Der Lenker des Sportwagens hatte zu wenig Erfahrung im Autofahren und - oh Schreck, das Auto wurde aus der Kurve hinausgetragen und erwischte Herold am Hinterteil.

Meine Eltern waren zum Glück einige Meter vor dem Hund. Sie waren wegen des unübersichtlichen Geländes von den Rädern abgestiegen und sahen voll Entsetzen, was geschah. Der Lenker des Sportwagens konnte einen Unfall mit den Eltern vermeiden und brauste davon, ohne sich um den verletzten Hund zu kümmern. Meine Eltern holten mit bloßen Händen Wasser aus der Gail, um es ihrem geliebten Hund zu geben. Vater fuhr mit dem Rad los, um einen Tierarzt zu holen. Es gab zu dieser Zeit kein Telefon. Meine Mutter blieb weinend beim verletzten Hund, der sie traurig anblickte. Ein letzter Blick und Herold starb.

Als der Tierarzt zur Unfallstelle kam, war Herold bereits tot. Der Tierarzt stellte fest, dass das Rückgrat des Hundes gebrochen war.

Meine Eltern zeigten die Rowdys an. Als die Gerichtsverhandlung kam, lachten die jungen Leute und taten das Ganze als Nebensächlichkeit ab. Sie bestritten, den Hund angefahren zu haben. Doch damit kamen sie nicht durch. Meine Eltern hatten das Fell des Tieres präparieren lassen und legten es als Corpus delicti auf den Richtertisch. Man konnte genau sehen, wo das Rückgrat gebrochen war.

Die jungen Leute wurden zum Kostenersatz des Gerichtsverfahrens, zum Ersatz der Kosten für den Tierarzt und zu einer Geldstrafe verurteilt.

Das Fell Herolds zierte jahrelang den Boden vor dem Bett meiner Mutter und erinnerte uns an seine Treue, die bis zum Tod währte. Wäre Herold nicht gewesen, womöglich hätte das Auto meine Eltern erfasst.

Herold, der Zweite



Nach dem Tod des Schäferhundes Herold fühlten sich meine Eltern sehr einsam. Ich war noch nicht geboren und so entschlossen sich die Eltern, wieder einen Hund zu kaufen. Es war wieder ein Schäferhund und er sah „Herold“ verblüffend ähnlich. Es war eine logische Folge, dass man diesen Hund auch wieder Herold nannte. Auch dieser Hund war anhänglich, folgsam und sehr rein. So war es selbstverständlich, dass der Hund kinderfreundlich war, als ich auf die Welt kam. Herold bewachte mich, ließ sich von mir alles gefallen und war der beste Spielkamerad.

Jahrelang genossen wir das Zusammensein mit diesem Tier. Meine Eltern wohnten zum damaligen Zeitpunkt noch in einer Mietwohnung beim Lederhändler Andreas Ritscher. Das Wohnzimmer war mit dunklen Kirschholzmöbeln ausgestattet. Ein großer Tisch stand in der Mitte des Zimmers. Herold lag gerne auf dem Teppich unter diesem Tisch.

Eines Tages gingen meine Eltern auf ein Stündchen zu Bekannten. Herold war wie immer im Wohnzimmer. Die Tür war abgeschlossen, denn Herold sollte auf mich aufpassen und mich beschützen.

Anscheinend hatte Herold etwas gefressen, was ihm nicht guttat. Er wurde von Bauchschmerzen geplagt. Er eilte zur Tür, jaulte, bellte und fing an, die Türschnalle zu zerbeißen. Er wollte unbedingt hinaus. Der Hausherr hörte das Gebell und Geheul des Hundes und wollte die Tür öffnen, fand aber keinen Schlüssel. Meistens lag ein Schlüssel für die Wohnungstür unter der Fußmatte. Diesmal hatten die Eltern darauf vergessen oder sie dachten sich, dass sie ja in Kürze wieder daheim sein werden. Plötzlich wurde es still in der Wohnung. Der Hausherr glaubte, es wäre alles in Ordnung.

Was war geschehen? Als die Eltern nach Hause kamen, bot sich ihnen ein ungewohntes Bild. Herold lag winselnd in der Ecke. Die Tür war zerkratzt, die Türschnalle zerbissen und auf dem Teppich unter dem Tisch lagen Erbrochenes und einige Fäkalien. Herold kroch auf dem Bauch zu meinen Eltern, als wollte er um Vergebung bitten. Meine Eltern waren sich ihrer Schuld bewusst. Sie beruhigten den Hund und reinigten das Zimmer. Für Herold wurde noch tierärztlich gesorgt. Die Tür musste neu gestrichen und eine neue Türschnalle musste gekauft werden.

Nie wieder ließen meine Eltern mich und den Hund allein. Als ich heranwuchs, brauchte ich mehr Aufmerksamkeit von meiner Mutter. Sie spürte, dass sie nicht genügend Zeit für Herold hatte und so beschlossen meine Eltern, den Hund einem guten Bekannten in Obervellach zu überlassen. Mit Tränen in den Augen übergaben die Eltern ihren Hund dem neuen Besitzer. Herold jaulte und musste mit Gewalt fortgezerrt werden.

In der Nacht hörten meine Eltern ein Kratzen an der Haustür und vernahmen ein Winseln. Herold hatte sich von der Leine losgerissen und war zu uns zurückgekehrt.

Am nächsten Tag brachte mein Vater den braven Hund wieder zum neuen Besitzer nach Obervellach.

Immer wieder gelang es Herold, einen Weg zu finden, nach Hermagor zu laufen und bei uns aufzutauchen.

Da wurde es dem Bauern zu dumm und er verkaufte Herold ins Drautal hinüber.

Auch dort brach Herold immer wieder aus und versuchte uns zu finden. Eines Tages wurde er beim Herumstreunen von einem Jäger erschossen. Meine Eltern kauften sich nie wieder einen Hund. Der Schmerz um den treuen Herold saß zu tief.

Die zerbrochene Porzellanpuppe



Mein Vater war Angestellter bei der Krankenkasse und meine Mutter Hausfrau. In den dreißiger Jahren war das Einkommen sehr klein. Deshalb fertigte meine Mutter selber eine Puppe für mich an. Diese bestand aus Stoff. Ihr Kopf war aus Zelluloid. Sie trug ein wunderschön gestricktes lindengrünes Kleid. Jedes Detail war liebevoll in Handarbeit hergestellt. Auch für mich hatte meine Mutter dasselbe Kleid gestrickt. Ich befand mich also im Partnerlook mit meiner Puppe!

Mit meiner Lisa war ich sehr glücklich. Während meiner frühen Kindheit war Lisa sogar meine beste Freundin.

Weihnachten 1937, mit acht Jahren bekam ich von meinen Wiener Verwandten eine echte Porzellanpuppe zum Spielen. Eine Porzellanpuppe war immer schon etwas Kostbares, daher erhielt ich diese Puppe nur leihweise. Auch ein Puppen-Wohnzimmer stand damals unterm Christbaum. Ich hatte mit beiden Gaben eine große Freude.

Mein neues Lieblingsspielzeug war nun die Wiener Puppe, die ich Grete nannte. Ihren Kopf zierte ein Pagenkopf aus echtem Haar in dunkler Farbe. Sie trug einen plissierten Rock in den Farben blau und gelb. Grete war ein Prachtstück! Ich war sehr stolz, eine so wunderschöne Puppe zu besitzen. Natürlich wollte ich meine Puppe auch anderen Kindern zeigen und bat meine Mutter einmal im Sommer: „Bitte, Mama, darf ich mit Grete spazieren gehen?“ – „Von mir aus“, erwiderte meine Mutter, „aber pass auf, dass ihr nichts passiert!“

Überglücklich eilte ich ins Freie, und schon waren die Nachbarkinder bei mir und bewunderten die Puppe. Jeder wollte sie in die Arme nehmen. Grete hatte bewegliche Augen, sogenannte Schlafaugen. Man konnte sie wie eine Gehpuppe gehen lassen. Eine Freundin spielte gerade ein wenig mit meiner Grete, und da passierte genau das, was meine Mutter befürchtet hatte: Die Puppe entglitt den Händen des Nachbarmädchens Margarete und fiel auf den steinigen Weg. O Schreck! Der Kopf meiner Puppe war in zwei Teile zerbrochen! Die Übeltäterin lief davon und ich blieb völlig fassungslos zurück. Ich weinte und traute mich aus Angst vor der Strafe lange nicht nach Hause. Einmal musste es jedoch sein!

Meine Mutter erwartete mich bereits. Mein langes Ausbleiben ließ sie Schlimmes befürchten. Als sie das Malheur sah, gab es für mich eine lange Strafpredigt. Ich beteuerte immer wieder, nicht ich habe die Puppe fallen gelassen, sondern meine Gespielin Margarete. Meine Eltern nahmen Kontakt zu den Eltern des Mädchens auf. Diese versprachen, die Puppe reparieren zu lassen. Was taten sie? Der Kopf wurde einfach zusammengeklebt. Man sah die Bruchlinie auf den ersten Blick. Die ehemals so schöne Puppe hatte jeden Reiz verloren. Ihre Schönheit war und blieb dahin. Ich durfte überdies nicht mehr mit ihr spielen. Das war meine Strafe, die ich als Kind

nicht so recht verstand. Ich hatte ja aufgepasst! In späteren Jahren erst verstand ich, dass meine Eltern aufgebracht waren. Eine Leihpuppe – nun so gut wie wertlos!

Als meinen Wiener Verwandten im Jahr 1941 eine Enkelin geboren wurde, gaben meine Eltern die Porzellanpuppe und das Puppenzimmer zurück. Wie das Spielzeug weiterverwendet wurde, entzieht sich meiner Kenntnis.

In der Kriegszeit schenkten meine Eltern meine Stoffpuppe Lisa einem bedürftigen Kind. Damit blieb mir aus meiner Kinderzeit kein Erinnerungsstück mehr.

Mein Leben lang trauerte ich immer wieder meinen Puppen nach. Nach und nach begann ich, wenn auch in bescheidenem Umfang, Puppen zu sammeln, die mir ihrem Aussehen nach aus meinen Kinder- und Jugendtagen bekannt waren. Auch die Puppen unserer Tochter, die sie größtenteils von uns bekommen hatte, wurden in diese Sammlung aufgenommen, da meine Tochter Lygia mein Faible für Puppen nicht so sehr teilte. Sie gönnte mir von Herzen, dass meine Sammlung wuchs. Überdies war es ihr recht, dass ihre Püppchen an einem guten Platz aufbewahrt wurden.

Ab und zu brachte mir Lygia in späteren Jahren, im Wissen um mein Kompensationsbedürfnis, sogar die eine oder andere neue Puppe mit. Doch so lieb all die großen und kleinen Puppen sein mochten, meine Grete war anders gewesen, eine Königin unter allen Puppenprinzessinnen, eine Diva, magisch, charmant, nobel... Alle erdenklichen Superlative verband ich in meiner Erinnerung mit ihr.

Es war für mich eine unsagbare Freude, als mir eine Kusine vor vierzehn Jahren ihre Lieblingspuppe schenkte, weil auch ihr bekannt war, dass ich immer noch an meine verlorenen Puppen



dachte. Es handelte sich um eine echte Armand Marseille-Puppe, die mich nun den Schmerz meiner Kindheit vergessen ließ. Eine stattliche Porzellanpuppe mit verträumtem Gesichtsausdruck und dunklem Haar, in einem dezenten Kleidchen... Nun schien mir die Sammlung plötzlich komplett, denn mein geheimer Herzenswunsch war in Erfüllung gegangen.

Ich musste fast 70 Jahre alt werden, bis ich wieder eine echte Porzellanpuppe mein eigen nennen konnte. Jetzt sitzt meine „Grete“ auf meinem Klavier. Also habe ich sie beim Klavierspielen immer vor Augen.

Seltsam: Vor einiger Zeit begann meine Tochter, die unter anderem auch bildhauerisch und grafisch tätig ist, originelle Figuren zu schaffen, die mitunter puppenhafte Züge tragen.

Und dies, obwohl sie als Kind Puppen nicht sonderlich interessierten. Könnte dies damit zu tun haben, dass für mich bezüglich meiner „Puppenwelt“ alles wieder im Lot ist? Ich zumindest glaube, ja!

Weihnachtsfeiern im Kindergarten 1934 bis 1936



Hintere Reihe, Heli 3. von links

Im Kleinkindalter besuchte ich den Privatkindergarten der Tochter der Familie Gallin in Hermagor. Der Kindergarten befand sich in der Bahnhofstraße. Heute ordniert eine Augenärztin im Gebäude. Der schöne parkähnliche Garten ist jetzt durch Geschäfte und einen Parkplatz verbaut.

Meine Eltern achteten darauf, dass ich als Einzelkind in einer solchen Gemeinschaft aufwachse.

Es waren wunderschöne Kindheitsjahre. Tante Wagner legte großen Wert auf gute Erziehung durch spielerische Methoden. So war der erste Raum beim Betreten des Kindergartens mit Spielsachen ausgestattet. Das schöne Schaukelpferd, das in einer Ecke stand, hatte es uns allen angetan. Es gab täglich ein Gerangel um das Pferdchen. Jeder wollte ein wenig schaukeln. Auf dem glänzend gebohnerten Boden schaukelte es sich fantastisch.

Im nächsten Zimmer wurden wir in Gruppen eingeteilt und die beiden Tanten Herma und Hedwig beschäftigten uns mit verschiedenen Materialien. Wir durften zeichnen, malen, mit Scheren kleine Deckchen fertigen, mit Plastilin und Papiermaschee Gegenstände formen, Spiele spielen, singen und vieles mehr. Da wir nur kleine Gruppen waren, zirka 10 Kinder in einer Gruppe, erlernten wir spielerisch viele Dinge. Selbstverständlich wurde zu den verschiedensten Anlässen Geschenke für die Eltern gebastelt. Einige solcher Basteleien besitze ich noch heute.



Der schönste Tag im Jahr war aber der letzte Tag vor Weihnachten. Da gab es für uns Kinder eine Weihnachtsfeier verbunden mit einer Kinderjause. Die Tanten hatten alles sehr schön vorbereitet. „Tante Wagner“ öffnete bei der Weihnachtsfeier die sonst geschlossene Doppeltür zu ihrem Wohnzimmer. Staunend standen wir vor einem zimmerhohen, wunderschön geschmückten Weihnachtsbaum. Darunter lagen kleine Päckchen für uns Kinder, in denen Süßigkeiten enthalten waren. Tante Wagner setzte sich an den Flügel und wir Kinder sangen mit Klavierbegleitung einige Weihnachtslieder, die wir gelernt hatten. In meinen Ohren klangen die Melodien am Klavier wie himmlische Musik.

Die anschließende „Bescherung“ und die Bewirtung mit Kakao und Kuchen bildete den Abschluss dieser jährlichen Weihnachtsfeier, an die ich mich noch heute gerne erinnere.

Spiele in der Kinderzeit (Die Nachbarkinder und ich)

Wenn ich jetzt nach 70 Jahren an meine Kindheit und Jugendzeit denke, kommt es mir vor, als wäre die Zeit stehengeblieben.

Der naheste Nachbar hatte sein Haus in zirka 15 Meter Entfernung vom Elternhaus. Die drei Kinder der Familie waren ungefähr im gleichen Alter wie ich. Im Nachbarhaus wohnten zwei Familien zur Miete. Jede Familie hatte einen Sohn. Wir sechs Kinder vertrugen uns recht gut, obwohl wir unterschiedliches Alter aufwiesen. Am liebsten spielten wir im Hof der Familie Fleiß Ballspiele. Kriegsball war das beliebteste Spiel. Herr Fleiß sah es nicht gerne, wenn wir mit voller Wucht aufeinander schossen und der Ball nicht das gewünschte Ziel traf, sondern die Hauswand oder den Holzzaun. Er verjagte uns und regelmäßig kehrten wir nach kurzer Zeit zurück, um weiter zu spielen.

Ab und zu spielten wir mit kleinen Tonkügelchen, den sogenannten „Schnezelkugeln“ (Murmeln), schnezeln. Bei diesem Spiel musste man eine kleine Grube in der Erde machen, wohin man die Schnezelkugel mit dem Zeigefinger schieben bzw. rollen musste. Etwas ganz Besonderes waren Glaskugeln. Wenn solche im Spiel waren, ging es heiß zu. Jeder wollte die Glaskugel gewinnen. Es war ein amüsantes und gleichzeitig harmloses Spiel, das wenig Kosten verursachte.

In der Nachbarschaft wohnte ein Mädchen, dessen Eltern eine kleine Landwirtschaft besaßen. Der Großvater wohnte bei ihnen. Er war Gerbermeister. Lisl und ich schauten oft dem Großvater zu, wenn er die Häute behandelte und sie in verschiedene Säurekammern tauchte. In der Gerberei roch es nach Eichenrinde, die Herr Zagorz selbst in einer kleinen Mühle zerkleinerte.

Im Sommer half ich aus Freundschaft zur Lisl Platzer beim Heuen mit und im Herbst durften wir Kartoffel auflesen oder bei der Rüben- und Kukuruzernernte helfen. Lustig aber war das Kühehalten. Lisl und ich saßen am Rand der Wiese und mussten die Kühe ständig im Auge behalten. Wenn sie auf die Nachbarwiese grasten, mussten wir die Kühe zurücktreiben. Das machten wir abwechselnd und vertrieben uns die Zeit zwischendurch mit Handarbeiten. Wir strickten schöne Deckerln. Es war eine Handarbeit, die man als Kunststricken bezeichnete. Nach einigen Stunden brachten wir die Kühe nach Hause, zurück in den Stall. Frau Platzer belohnte uns meist mit einer guten Jause, die aus selbstgebackenem Brot und eigener selbst hergestellter Butter bestand. Alles schmeckte nach dem anstrengenden Kühehalten ausgezeichnet. Manchmal durften wir uns Salat aus dem Garten holen und ihn für uns

zubereiten. Es schmeckte uns köstlich.

Mit Lisl verband mich aber noch etwas anderes. Wir liebten beide die Musik. Lisl hatte seit etlichen Jahren Klavierunterricht, ich lernte Geige spielen. Es waren viele Nachmittage, an denen wir gemeinsam musizierten. Lisl spielte auf dem Klavier und ich auf der Geige. Es waren nette Stücke, die wir gemeinsam zu Gehör brachten. Lisl hatte darüber hinaus eine sehr schöne Sopranstimme. Mitunter sang sie einen Part dazu, wenn wir musizierten. Lisl nahm als Erwachsene Gesangsunterricht und brachte es bis zur Opernsängerin. Sie war an der Oper in Graz engagiert. Leider verlor sich der Kontakt im Laufe der Zeit. Es war ihr kein allzu langes Leben bestimmt. Sie starb bereits mit 55 Jahren.

Ich werde ihr stets ein ehrendes Andenken bewahren.

In der jetzigen „Grabengasse“ befand sich das Wohnhaus der Familie Jenull. Vier Kinder wuchsen dort auf. Der Vater war Schuster. Er besaß ein kleines Geschäft und die Werkstatt im Haus. Frau Jenull war ebenfalls Geschäftsfrau. Sie führte einen Gemüseladen. Von den vier Kindern waren die ältesten Mädchen Zwillinge, die man schwer auseinanderhalten konnte. Gretl und Hilde waren eineiige Zwillinge. Käthe war die jüngere Schwester und der Sohn Hans war der Jüngste. Ich war hauptsächlich mit den Mädchen befreundet. Sonntag nachmittags durften die Jenull Mädchen mit uns anderen Kindern spielen. Meistens gingen wir in den Graben, wo wir turnen konnten. Auch Ballspiele standen auf unserem Programm. Bei Schlechtwetter durften wir im Haus der Freundinnen Spiele machen. Manchmal waren es Brettspiele, ein anderes Mal beschäftigten wir uns mit Stegreifspielen. Da fiel uns immer etwas Lustiges ein. Wie schön war doch unsere Kindheit!

Im „Oberen Gassl“ lebte auch die Familie Martinz. Da gab es eine große Anzahl von Kindern. Wenn diese zu uns stießen, zahlte es sich aus, aufwändigere Spiele zu spielen. Es wurde „Räuber und Gendarm“ gespielt. Wir machten die ganze Umgebung rebellisch. Auch ältere Burschen taten mit. Das Obere Marktl hielt zusammen.

Ein anderer Jugendfreund war Maxi, der Sohn eines Seilermeisters. Der Vater, Herr Edlinger, konnte die Querflöte spielen. Er unterrichtete seinen Sohn im Flötenspiel. Damit Maxi mehr Freude zu diesem Spiel entwickelt, wurde ich eingeladen, ihn auf der Ziehharmonika zu begleiten, was mir viel Spaß bereitete. Solange wir die Pflichtschule besuchten, musizierten wir gemeinsam. Der Besuch höherer Schulen unterbrach das Musizieren und es wurde nicht mehr aktiviert.

Theaterspiel im Gartenhäuschen

Wir Kinder vom „Oberen Marktl“ – wie man den Stadtteil ab dem Hauptplatz gegen Westen nannte – hatten allerlei lustige Einfälle. Es war nicht üblich, Kindern Taschengeld zu geben, das Geld war knapp. So mussten wir uns etwas einfallen lassen, um zu Geld zu kommen.

Wir planten, ein Märchen aufzuführen und dazu unsere Eltern und Nachbarn einzuladen. Versteht sich, dass dafür ein kleiner Obolus zu entrichten war.

Meine Freunde Hansi Plattner, sein Cousin Gerhard Lampersberger (später Lampersberg, Komponist und Dichter), Gretl und Helmut Hörmann (Enkelkinder von Frau Lackner), waren Feuer und Flamme, das Märchen „Rumpelstilzchen“ einzustudieren. Die Rollen waren rasch verteilt. Helmut stellte den Müller dar, Gretl war seine Frau, ich die Müllerstochter, Gerhard der Königssohn und Hansi durfte das Rumpelstilzchen spielen. Die passenden Gewänder erbettelten wir von den Eltern oder Verwandten. Halbwegs originell ausgestattet, ging's ans Stegreifspielen. Die Texte wurden von uns frei erfunden. Wir hatten großen Spaß bei unserem Spiel. Die Zeit verging im Nu und für uns gab es keine Langeweile.

Die Großmutter von Helmut und Gretl besaß ein Gartenhäuschen in ihrem Garten, in dem wir Kinder spielen durften. Darin wurde auch unser Märchenspiel veranstaltet. Die Zuschauer mussten im Garten Platz nehmen, wo wir fürsorglich Sessel und Bänke aufgestellt hatten.

Wenn wir das Gefühl hatten, das Spiel wäre so gut, dass wir vor Publikum spielen könnten, luden wir unsere Familienmitglieder zur Aufführung ein. Es gab jedes Mal viel Applaus und die Einnahmen waren gut. Am besten von uns spielte Hansi seine Rolle als Rumpelstilzchen. Noch heute klingt mir in den Ohren der Ausruf: „Das hat dir der Teufel gesagt“, mit dem das Männchen seine Wette verlor.

Ja, wir waren hervorragende Schauspieler!

Meine beste Freundin



Ich besuchte die Hauptschule in Hermagor von 1940 bis 1944. In dieser Zeit schloss ich viele Freundschaften mit meinen Mitschülerinnen. Mit einem niedlich aussehenden Mädchen freundete ich mich mehr und mehr an. Magda war um einen Kopf kleiner als ich und wenn wir zusammen in die Schule oder sonst irgendwohin gingen, schauten uns viele Leute nach, weil wir ein solch ungleiches Paar waren. Nichtsdestoweniger vertrugen wir uns sehr gut.

Magdas Eltern wohnten im Gebäude der Gailbauleitung. Der Vater Magdas war der Bauleiter dieser Behörde. Ingenieur Bruckmann war ein freundlicher und umgänglicher Vorgesetzter. Mein Vater war als Lohnbuchhalter bei der Gailbauleitung tätig. Da mein Vater ein gewissenhafter Angestellter war, war auch ich den Bruckmanns als Freundin ihrer Tochter willkommen.

Sehr oft saßen Magda und ich im Wohnzimmer der Familie beim Aufgabemachen beisammen und wurden anschließend mit Kuchen und heißer Schokolade verwöhnt. Frau Bruckmann war eine elegante Dame, die auch als Hausfrau herrliche Kuchen backen konnte. Sie war Kroatin und sprach mit leichtem Akzent. Zu Hause trug sie schlichte Arbeitskleider, aber wenn sie ausging, kleidete sie sich in eine wunderschöne Robe und schmückte sich mit edlem Schmuck und war ganz große Dame, was mich faszinierte.

Magda hielt sich oft bei mir auf. Wir erledigten unsere Hausaufgaben so schnell es ging und vergnügten uns nachher mit verschiedenen Brettspielen. Das war unsere Art der Unterhaltung.

Den Schulweg hatten wir gemeinsam. Magda kam aus Richtung Bezirkshauptmannschaft und ich vom sogenannten Langegger Gassl aus Richtung Schützenpark. Wir trafen uns an der Ecke des Langegger Gassls. Auf dem Schulweg wurde meistens über Bücher gesprochen, die

wir gerade lasen. Magda und ich hatten eine Leidenschaft gemeinsam, und das war das Lesen. Zu jedem Anlass bekamen sowohl Magda als auch ich ein Buch von den Eltern. Damals waren ein großer Hit die „Pucki-Bücher“ von Magda Trott. Magda und ich fieberten jedem neuen Band entgegen. Es wurden ihrer zwölf. Ein gewisser Reiz lag darin, wer von uns beiden den nächsten Band früher bekommt. Wir erlebten beide Pucki als Vorschulkind, in der Schule, als Teenager, was vormals „Backfisch“ hieß, als Braut und Ehefrau bis sie schließlich Großmutter war. Heute noch besitze ich diese Bücher. Sie sind in einem Kasten auf dem Dachboden untergebracht, wo sie mich an meine Kindheit erinnern.

Unser Lesestoff beinhaltete auch Märchen, Sagen aller Art, Abenteuer Geschichten, Sachbücher und Romane. In unserer Jugendzeit bedeutete Lesen so viel wie heute das Fernsehen oder Computerspielen.

Magda hatte eine Schwester, die um acht Jahre älter war und die als Künstlerin in Villach selbständig arbeitete. So war Magda den Umständen entsprechend fast ein „Einzelkind“ wie ich. Wir verbrachten viel Zeit miteinander. Bruckmanns hatten für den Sonntag eine Loge im Kino Essl abonniert. Wenn eine jugendfreie Vorstellung auf dem Programm stand, durften Magda und ich mitkommen. Wir genossen das Sitzen in der Loge und ließen den Film vor unseren Augen abrollen.

Magdas Geburtstag war am 24. Dezember. Sie wusste sehr genau zu trennen, wann Geburtstag und wann Weihnachten gefeiert wurde. Der Vormittag gehörte dem Geburtstag. Abends war Bescherung für das Christfest. Magdas Gabentisch war immer reichlich gedeckt. Ich wurde am Christtag zur Geburtstagsfeier eingeladen. Jedes Jahr freute ich mich auf diesen Anlass. Obwohl meine Eltern stets einen schönen großen Weihnachtsbaum für mich geschmückt hatten, war das bescheiden im Vergleich zu dem Christbaum der Familie Bruckmann. Magdas Vater zauberte Eiskristalle, Eiszapfen, Schnee, wunderbare Kugeln, Engel usw. auf den hohen Weihnachtsbaum. Ich war jedes Jahr hingerissen von dieser glitzernden Pracht. Die Geburtstagsjause war ebenfalls ungewöhnlich. Zur obligaten heißen Schokolade gab es Kekse und Kuchen. Zum Abschluss servierte uns Frau Bruckmann ihren selbst zubereiteten „Quittenkäse“. Diese Köstlichkeit war vor Jahren in unserer Gegend unbekannt. Die Quitte als Obst war im Gailtal nicht zugegen. Frau Bruckmann wusste diese Frucht zu verwerten und mir schmeckte diese zuckerhaltige Speise vorzüglich. Heute bezeichnet man diese Süßspeise als „Quittenbrot“. Mir ist es eine liebe Gewohnheit, diese Köstlichkeit vor Weihnachten zuzubereiten.

Ing. Bruckmann nahm Magda und mich mitunter zu einer Baustelleninspektion mit. Der Chauffeur setzte uns in den Fond und wir fühlten uns wie vornehme Damen. In den Vierzigerjahren hatte nicht jedermann ein Auto. Für uns Kinder war eine solche Ausfahrt ein unbeschreibliches Erlebnis.

Als Kind vornehmer Eltern musste Magda Klavier spielen lernen. Darüber war sie unglücklich. Ihre Fortschritte auf dem Instrument waren mäßig. Der Flügel im Wohnzimmer war ihr ein Dorn im Auge. Mich hingegen zog der Flügel an und ich versuchte mich im Klavierspiel. Da ich seit meinem fünften Lebensjahr Geige spielen lernte (bei meinem Vater!), konnte ich die Noten im Violinschlüssel spielend lesen und die rechte Hand zu spielen, machte keine

Schwierigkeiten. Überdies hatte ich mir im Selbststudium beigebracht, auf der chromatischen Ziehharmonika zu spielen. Ein Nachbarbub namens Siegfried Mitsche besaß ein Akkordeon, das er mir leihweise von Zeit zu Zeit überließ. Sogar im Musikunterricht in der Hauptschule und im Turnunterricht wurde ich als Akkordeonspielerin eingesetzt. So waren mir die Tasten schon vertraut.

Zurück zu Bruckmanns Flügel. Frau Bruckmann bemerkte meine Freude am Klavierspiel und da sie selbst eine gute Pianistin war, sah sie meine Fortschritte. Eines Tages sagte sie zu mir: „Heli, bitte doch deine Eltern, dass sie dir Klavierunterricht geben lassen. Du kannst jederzeit bei uns üben. Wenn wir nicht zu Hause sind, darfst du allein in unsere Wohnung zum Üben kommen.“ Zu diesem Zweck überließ mir Familie Bruckmann einen Wohnungsschlüssel. Meine Eltern ermöglichten mir den Klavierunterricht bei Frau Bertschinger, die die einzige Klavierlehrerin in unserer Stadt war. Ich war überglücklich. Zwei Monate dauerte der Klavierunterricht bei Frau Bertschinger, denn danach folgten die Sommerferien. In der kurzen Zeit hatte ich im Schnellzugstempo die erste und einen Teil der zweiten Czerny Klavierschule durchgeübt. Das reichte für weiteres Selbststudium. Nach der Sommerpause verließ ich Hermagor, um in Klagenfurt die Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt zu besuchen.

Magda und ich blieben lebenslang befreundet. Unsere Wege trennten sich zwar nach der Pflichtschulzeit. Magda besuchte die Handelsschule in Villach und danach die Krankenschwester-Ausbildungsstätte in Graz. Dort lernte sie ihren späteren Mann kennen, einen Chemiker aus Deutschland, mit dem sie in Deutschland eine Familie gründete, der zwei Söhne entsprangen. Das Schicksal schlug nach wenigen Jahren hart zu. Magdas Mann erlitt einen Sekudentod. Als Witwe erzog sie ihre Söhne zu tüchtigen Menschen.

Jedes Jahr tauschen wir vor Jahresende unsere Berichte aus, wie das Jahr verlebt wurde. So zieht sich ein roter Faden unserer Schicksale über viele Jahrzehnte. Eines weiß ich gewiss, dass die Familie Bruckmann eine große Bereicherung in meinem Leben war und ich mit viel Respekt an sie denke.

Hauptschulzeit in den Kriegsjahren



Klassenfoto



Unsere Lehrer

Meine Hauptschuljahre fallen in die Kriegsjahre von 1940 bis 1944. Ich war in einer reinen Mädchenklasse. Unser Klassenvorstand war die Fachlehrerin für Handarbeit Frau Albine Menard. Bei ihr erlernten wir viele nützliche Dinge für unser späteres Leben wie Nähen, Stricken, Häkeln und Strümpfe, Socken, Bettwäsche und andere Sachen zu stopfen. Überdies war diese Lehrerin ein äußerst musischer Mensch. So hatte sie es sehr gerne, wenn wir beim Handarbeiten Kärntner Lieder sangen, bei denen sie selbst begeistert mitsang. Wir alle freuten uns auf die Handarbeitsstunden, weil diese so gemütlich verliefen.

In der vierten Hauptschulklasse wurden wir von ihr auch im Kochen unterrichtet. Viel gab es nicht zu kochen, weil viele Nahrungsmittel nur mit Lebensmittelmarken zu kaufen waren. Vorwiegend kochten wir deshalb „Eintopfsuppen“, die mit Kartoffeln oder Bohnen zubereitet waren. Diese Nahrungsmittel wurden von Mitschülerinnen gebracht, deren Eltern Bauern waren. Einmal wollte Frau Menard etwas Besonderes kochen, und zwar „Frigga“, eine typisch kärntnerische Speise. Grobes Maismehl bzw. Polentamehl gab es von den Mitschülerinnen, die auch Speck und Käse bereitstellten. Es wurde Polenta zubereitet und für die Frigga schmorten die Zutaten in der Pfanne.

Dann ging's ans Essen. O je, wir saßen vor den Tellern und würgten einen Bissen nach dem anderen hinunter. Uns Mädchen schmeckte diese Speise absolut nicht. Einige Mädchen nahmen ihre Taschentücher und ließen die ungewohnte Speise darin verschwinden, um sie dann wo anders weiter zu entsorgen. Wenn ich heute eine „Frigga“ rieche, freue ich mich darauf, sie verspeisen zu können. So kann sich der Geschmackssinn ändern.

Mit Frau Menard und ihrer Freundin Frau Hubinger, einer Volksschullehrerin, unternahmen wir einen dreitägigen Wandertag. Es ging mit dem Bus von Hermagor nach Weißbriach, von dort zu Fuß über den Kreuzberg nach Greifenburg. Mit dem Zug weiter nach Dölsach, wo wir in der Volksschule auf einem Matratzenlager übernachteten. Am nächsten Tag marschierten wir über den Iselsberg durchs Mölltal bis Heiligenblut. Unterwegs kühlten wir unsere wunden Füße in der Möll. Auch die Lehrerinnen teilten unser Schicksal. Auch sie hatten

Blasen an den Füßen.

Wir waren alle glücklich, als wir unser Ziel erreichten. Wir wurden in unsere Quartiere eingewiesen und entledigten uns sofort der Schuhe. Aber wie sollte es weitergehen? Letztes Ziel war die Glockner Pasterze. Es war uns unmöglich, in die Schuhe zu schlüpfen. Nur mit Turnschuhen bekleidet war es nicht ratsam, bis zur Pasterze zu marschieren.

Unsere Lehrerinnen beschlossen, einen Ruhetag einzulegen, den wir alle nötig hatten. Der Marsch zur Pasterze wurde gestrichen, was uns nicht leid tat. Der Großglockner zeigte sich uns von Heiligenblut aus in seiner ganzen Pracht, sodass wir für unsere Mühen entschädigt waren. Geplant war der Rückmarsch nach Dölsach auf Schusters Rappen. Da wir aber nicht in der Lage waren zu gehen, das heißt, so viele Kilometer zu marschieren, organisierten die Lehrerinnen einen Lastwagen, der uns bis zum Bahnhof in Dölsach brachte. Von dort ging es mit der Eisenbahn über Villach nach Hermagor, wo wir unseren schönen Ausflug beendeten. Es war für uns alle ein unvergessliches Erlebnis.

Ich entschloss mich, nach der Hauptschule die Lehrerbildungsanstalt in Klagenfurt zu besuchen. Man musste dazu eine Aufnahmeprüfung machen. Ich musste in allen Gegenständen eine Prüfung ablegen, sogar in Handarbeit. Die Lehrerin dieses Faches gab mir eine besonders heikle Aufgabe zur Prüfung. Ich musste einen Fleck einstückeln. Gott sei Dank hatten wir dies bei Frau Menard gelernt und ich konnte dies ohne Schwierigkeiten lösen. Ich schaffte die Aufnahmeprüfung und wurde nach einigen Jahren selbst Lehrerin.



Frühere Lehrerbildungsanstalt, Bahnhofstraße 36, im VII. Bezirk „Viktringer Vorstadt“ der Kärntner Landeshauptstadt Klagenfurt am Wörther See, Kärnten, Österreich

Nach etlichen Berufsjahren als Volksschullehrerin kam ich an die Mädchenhauptschule in Hermagor und wurde dort Kollegin meiner ehemaligen Lehrerin. Zwischen Frau Menard und mir entwickelte sich eine kollegiale Freundschaft. Leider erkrankte Frau Menard schwer und wir verloren sie. Es war mir ein Bedürfnis, ihr zu Abschied ein von ihr geliebtes Kärntnerlied mit dem Schulchor singen zu können. Es war ihr Lieblingslied „Unter der Lind’n bin i g’sessn“. Damit schloss sich auch für mich ein weiteres Kapitel meiner Schulzeit.

Mein erster Opernbesuch



Im Kriegsjahr 1943 luden mich meine Wiener Verwandten zu einem Besuch bei ihnen ein. Ich stand im 14. Lebensjahr und durfte allein mit dem Zug nach Wien reisen. Tante und Onkel waren rührend um mich besorgt und wollten mir so viel wie möglich von der Wienerstadt zeigen. Mein Kusine Leo war durch einen schweren Motorradunfall im Kriegseinsatz frontuntauglich geworden und arbeitete in einem Kriegsbetrieb in Berlin. Zur damaligen Zeit weilte er auf Urlaub zu Hause. Er war 14 Jahre älter als ich.

Da er wusste, dass ich Musik sehr liebte, lud er mich zu einem Opernbesuch in die Staatsoper ein. Man gab „Don Pasquale“ von Donizetti. Vor meinem ersten Opernbesuch war ich sehr aufgeregt. Als junges Mädchen wollte ich gut gekleidet und gut beschuht in die Oper gehen. Ein passendes Kleid war vorhanden. Nur mit den Schuhen haperte es. Ich hatte Glück und konnte ein Paar brombeerfarbene Pumps auftreiben. Leider waren die Schuhe eine Nummer zu klein für mich. Mit allen erdenklichen Tricks versuchte ich die Schuhe zu dehnen. Ich zog nasse Strümpfe an und probierte so das Leder zu dehnen. Was soll's! Der Opernabend kam und ich schlüpfte mit Todesverachtung in die neuen Schuhe. Ich werde es aushalten, schwor ich mir selbst.

Der Weg zur Staatsoper wurde mittels Straßenbahn zurückgelegt. Die Staatsoper empfing uns mit ihrem strahlenden Glanz. Wir hatten Plätze im Zweiten Rang. Gespannt wartete ich auf den Beginn der Opernaufführung. Für mich war die Musik, der Gesang, das Bühnenbild und das ganze Drumherum ein Genuss. Doch bereits beim zweiten Akt machten sich große Schmerzen im Fußbereich bemerkbar. Heimlich entledigte ich mich der Schuhe und – welche Wohltat! – die Füße waren schmerzfrei. Als die Pause kam, wollte mich mein Kusine ins Foyer mitnehmen, doch ich weigerte mich, mitzugehen. Also blieb ich allein sitzen. Die Schuhe blieben bis zum Ende der Aufführung ausgezogen.

Aber wie soll es weitergehen? Ich zwängte mich in die Schuhe und humpelte am Arm meines Kusins bis zur Straßenbahn. Leo machte sich über mein Missgeschick lustig. Als er mein schmerzverzerrtes Gesicht sah, meinte er lakonisch „Zieh doch die Schuhe aus und lauf barfuß weiter.“ Nichts lieber als das! Sofort entledigte ich mich der Schuhe und lief bis nach Hause barfuß. Meine ersten Seidenstrümpfe zeigten große Löcher und auch Zehen und Fersen waren schwer in Mitleidenschaft gezogen. Trotz allem war dieser erste Opernbesuch ein unvergessliches Erlebnis für mich.



Das Freibad in Hermagor



Heli 1. von links vorne

In unserer Nachbarschaft wohnte Frau Wiedenig. Sie war Witwe und betrieb eine kleine Landwirtschaft. Im Sommer vermietete sie einige Zimmer an Sommerfrischler. So hatte sie ein geringfügiges Nebeneinkommen. Wie Frau Wiedenig auf die Idee kam, neben ihrem Wohnhaus ein öffentliches Freibad zu errichten, ist mir nicht bekannt. Vielleicht waren es die Sommergäste, die sahen, dass auf ihrem Grund ein Bächlein mit klarem Wasser durchfloss. Das Wasser würde sich gut zum Baden eignen. Also suchte Frau Wiedenig bei den Behörden um Genehmigung zur Errichtung eines Schwimmbades an. Mein Vater war Frau Wiedenig bei den schriftlichen Ansuchen behilflich, was zur Folge hatte, dass ich später, als das Bad errichtet war, häufig umsonst baden durfte.

Nach einigen Schwierigkeiten erhielt Frau Wiedenig 1927 die Genehmigung zur Errichtung „ihres“ Bades. Ein großes Schwimmbecken wies drei verschiedene Tiefen auf. Für die ganz kleinen Kinder war das Wasser sehr seicht. Anschließend befand sich das Bassin für die Nichtschwimmer und daran schloss sich der Bereich für die guten Schwimmer an. Entlang der Nordseite des Schwimmbeckens standen den Badenden Kabinen zur Verfügung. Hinter den Kabinen befanden sich auf einer ansteigenden Wiese Liegeplätze für die Sonnenhungrigen.

Wir Kinder tummelten uns vorwiegend im Bereich des Wassers. Für Hermagor war dieses Schwimmbad ein Segen. Viele Einwohner unseres Städtchens erlernten hier das Schwimmen. Es war für viele Einwohner schwierig, zum 6 km entfernten Pressegger See zu gelangen. Entweder man benützte den Zug oder man marschierte auf Schusters Rappen zum See. Da war es doch viel einfacher, ins nahegelegene Schwimmbad zu gehen.

Für uns Kinder war dieses Schwimmbad ein Paradies. Wir konnten uns dort austoben. Es wurde Fangen gespielt, mit Bällen im Wasser herumgetobt, es wurde getaucht und man wurde „getaucht“, aber alles in allem war es herrlich. So oft es an heißen Tagen ging, trafen

wir uns im Bad.

Auch die Lehrer der Hauptschule kamen mit Klassen zum Schwimmen. Da gab es eigenartige Methoden, die Schüler zum Schwimmen zu bringen. Der Lehrer hielt eine Stange in den Händen, ein Seil baumelte herunter und am Ende hing ein Korsett, das dem Schüler angelegt wurde. So wurde er ins Wasser gelassen und musste laut Kommando Schwimmübungen machen. Viele Schüler zitterten vor Angst, wenn sie an die Stange geschnallt wurden. Ob sie auf diese Art das Freischwimmen erlernten, ist mir nicht bekannt. Wir Kinder haben uns ohne Lehrer auf einfachere Art das Schwimmen beigebracht. Mitgeholfen hat der Mühlbach, der ein Abzweiger der Gössering ist. Im Graben (Gösseringgraben) floss der Mühlbach ganz ruhig dahin. Die Familie Fleiß besaß dort ein Grundstück, das als „Schwimmschule“ bezeichnet wurde. Entlang dieses Grundstückes befand sich vor dem Bach ein breiter Schotterstreifen, der uns zum Liegen und Rasten diente. Das Wasser rann langsam und ruhig mit kaum ½ Meter Tiefe dahin. Wir sprangen ins Wasser und ließen uns 20 bis 30 Meter weit bachabwärts tragen. Schwimmbewegungen halfen uns mit, an der Wasseroberfläche zu bleiben. So ging das Schwimmen fast von allein.

Im Schwimmbad übten wir fleißig weiter und bald hatten wir den Dreh heraus, wie man schwimmt. Schwimmen ist bis zum heutigen Tag mein Lieblingssport geblieben.

Leider rentierte sich das Schwimmbad in den Nachkriegsjahren nicht mehr, deshalb wurde es aufgelassen. Die Erben nützen einen Teil des Beckens als Zuchtbecken für Fische für den Eigenbedarf.

Nur wenige Hermagorer wissen sich zu erinnern oder erinnern sich noch an das seinerzeit so beliebte Schwimmbad der Frau Wiedenig.

V Kriegs- und Nachkriegserinnerungen, erzählt von Helene Pilz

Christbäumchen am Himmel

Wir schrieben das Jahr 1945. Die Angriffe der Amerikaner und Engländer näherten sich von Süditalien aus immer mehr unserer Grenze. Die Flugzeuggeschwader dröhnten nahezu täglich über unser Land.

Ich befand mich im ersten Jahrgang der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Klagenfurt. Es war Februar und der Winter war allgegenwärtig zu spüren. Wann immer es ging, fuhr ich am Wochenende nach Hause. Es war eine Fahrt von vier Stunden von Klagenfurt nach Hermagor, die der Zug für 90 Kilometer brauchte, wobei man einmal in Villach und mitunter sogar ein zweites Mal in Arnoldstein umsteigen musste. Meine Eltern erwarteten mich stets mit großer Erleichterung, denn es wurden täglich Luftangriffe im Radio durchgegeben. Ich schrieb sofort nach jedem Bombenangriff auf Klagenfurt eine Karte nach Hause, worauf ich meinen Eltern mitteilte, dass mir nichts geschehen war. Privattelefone gab es damals sehr wenige und Geld fürs Telefonieren hatte ich nicht.

An einem Wochenende im Februar 1945 war wieder ein Heimfahrttag. Zu Hause wurde meine Leibwäsche gewaschen, über Nacht beim Ofen getrocknet, damit am nächsten Tag alles frisch gewaschen von mir mitgenommen werden konnte.

Es war Sonntag und ich machte mich bereit zum Wegfahren. Ich wählte die Abendstunden zum Zurückfahren, da bei Tag häufig Tiefflieger die Züge beschossen. Sogar im Gailtal wurde ein Personenzug in Khünburg bei Hermagor von einem Tiefflieger angegriffen, wobei es einige Tote gab.

Meine Eltern begleiteten mich zum Zug und ließen mich schweren Herzens ziehen. Im Zug traf ich auf einige Mitschülerinnen aus dem oberen Gailtal und in Arnoldstein stiegen auch einige Schülerinnen der LBA ein. Die Namen einiger Mitschülerinnen aus höheren Jahrgängen sind mir namentlich in Erinnerung geblieben, wie z.B. Sidonie Daberer aus St. Daniel, Maria Fleiß aus Hermagor, Martina Schaller aus Kerschdorf und Frau Professor Kreizer aus Podlanig, und Olga Moschik aus Arnoldstein.

An jenem Sonntag im Februar stand uns ein unvergessliches Erlebnis ins Haus. Frohgelaut saßen wir im Gailtalzug. Plötzlich hörten wir, dass in allen Ortschaften die Sirenen Fliegeralarm heulten.

Wir befanden uns auf offener Strecke vor der Haltestelle Müllnern. Diese war ungefähr zehn Kilometer von Villach entfernt. Der Zug hielt. Es war um diese Zeit bereits dunkel. Doch plötzlich wurde es draußen ganz hell. Der Zugführer befahl uns, den Zug sofort zu verlassen. Wir stürzten fast die Stufen des Waggons hinunter und sahen, dass die Stadt Villach taghell beleuchtet war. Es sah wunderschön aus. Am Himmel leuchteten hunderte rot- und gelbglühende Kugeln. Es sah aus wie Weihnachten, als hätte man Christbäumchen am Himmel gesetzt. Hätten wir nicht das Dröhnen der Flugzeugmotoren gehört, würde uns der Anblick in Verzückung geraten haben lassen. Von Angst und Panik getrieben, flüchteten wir in das nahegelegene Wäldchen. Frau Professor Kreizer hatte die Nerven bewahrt und scheuchte uns mit aufmunternden Worten tiefer in den schneebedeckten Wald hinein. Angsterfüllt warteten wir auf den Luftangriff auf Villach. Doch die Flugzeuge entfernten sich und alles blieb ruhig. Man hatte Villach an diesem Abend verschont. Warum, das wussten wir nicht, aber wir waren glücklich, dass nichts geschehen war. Endlich gaben die Sirenen Entwarnung. Wir stolperten nach etlichen Stunden der Angst aus dem Wald und siehe, unser Züglein wartete auf uns und brachte uns bis Villach. Alle waren wir froh, wieder im warmen Zug zu sitzen und die Fahrt nach Klagenfurt antreten zu können.

Dass die kostbaren Strümpfe vom Umherirren im Wald total zerrissen waren, ging mir nicht nahe. Hauptsache war, wir hatten dieses Abenteuer glimpflich überstanden.

Fliegeralarm in Klagenfurt



Von September 1944 bis Mai 1945 besuchte ich die erste Klasse der LBA (Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt) in Klagenfurt. Es war Krieg und die Fliegerangriffe auf unser Land nahmen rapide zu. Neben Villach wurde auch Klagenfurt fast täglich angegriffen. Die Flugzeuge brumzten Nacht für Nacht über Kärnten im Anflug auf Linz oder Wien. Sehr oft mussten wir mitten in der Nacht in den Luftschuttkeller. Ich war im sogenannten „Egger-Heim“ in der Kaufmannngasse untergebracht. Es war ein Heim für Schülerinnen der LBA. Insgesamt 50 Mädchen waren die Insassinnen. Dann gab es noch die Familie des Heimleiters und die Köchin. Da der hauseigene Luftschuttkeller höchstens dreißig Personen aufnehmen konnte, musste der Großteil von uns in andere Luftschuttkeller ausweichen. Also im konkreten Fall bot der Keller der Heimleitung und ca. zwanzig Mädchen Schutz.

Besonders schlimm war der Fliegeralarm nachts. Ich gehörte zu jenen, die in den Luftschuttkeller der Studienbibliothek in der Kaufmannngasse laufen mussten. Wir mussten sehr rasch das Haus verlassen und konnten uns nur notdürftig mit Trainingsanzug und Decken versorgen. Manchmal dauerte es stundenlang, bis die Sirenen Entwarnung gaben. Wenn Bomben fielen, hofften wir, dass unser Gebäude nicht getroffen wird. Gott sei Dank überstanden wir alle Bombenangriffe mit heiler Haut.

Leider wurde das Gebäude der LBA im Frühjahr 1945 von Splitterbomben beschädigt. Wir Zöglinge wurden in die Hasner-Schule umquartiert. Doch auch dort hatten wir keine dauernde Bleibe, denn auch diese Schule wurde bei einem Fliegerangriff von Brandbomben getroffen. Bei diesem Angriff hatten wir Unterricht und die Brandbomben fielen sofort nach dem Fliegeralarm. Hals über Kopf rannten wir um unser Leben in den Keller der Schule. Zum Glück konnten Luftschutzwarden den Brand löschen und wir durften unversehrt nach Hause gehen. Einige Tage später war ein neues Quartier gefunden. Es war das „Schoderböck-Heim“ in St. Martin. Ganz nahe beim Heim befand sich der Kreuzberg-Bunker. Es war dies ein langer Stollen, der ins Massiv des Kreuzbergl getrieben worden war und vielen Leuten guten Schutz bot. Das Unangenehme für uns war, dass wir täglich mehrere Stunden in diesem nasskalten Stollen verbringen mussten. Wasser tropfte von den Wänden, es war kalt und ungemütlich. Das einzige, was uns mit dieser Situation versöhnte, war, dass der Unterricht fast täglich nach neun Uhr entfiel, weil es Fliegeralarm gab.

Ich hatte eine gute Freundin namens Irene. Wir wohnten im gleichen Heim, besuchten aber nicht dieselbe Klasse. Es gab zwei erste Klassen. Irene besuchte die B-Klasse, in der man Italienisch lernte, ich hatte Slowenisch als Fremdsprache gewählt und war in der A-Klasse.

Also, da war wieder ein strahlend schöner Frühlingstag. Irene und ich saßen wie jeden Tag in der Klasse im Schoderböck-Heim. Wie üblich heulten um neun Uhr die Sirenen. Wir liefen zum Stollen und harrten Stunde um Stunde aus. Irene und ich beschlossen, uns heimlich aus dem Stollen hinauszuschleichen und ins Heim zu gehen. Draußen lachte die Sonne. Von Flugzeugen war weit und breit nichts zu sehen oder zu hören. Die Straßen waren menschenleer. Es war bei Strafe verboten, bei Fliegeralarm auf der Straße zu sein. Wir jungen Kücken dachten nicht an die Folgen, die aus unserem Unverstand entstehen könnten. Niemand sah uns, wie wir eiligen Schrittes durch die Straßen eilten. Wir gelangten ohne von jemandem gesehen zu werden ins Heim, wo uns die Köchin Lisa sofort mit scheltenden Worten in den Luftschutzkeller schickte. Man hörte bereits Flugzeuglärm. Jetzt wurde es uns auch unheimlich. So schnell uns unsere Füße trugen, liefen wir die Stufen zur nahen Frauenberufsschule hinunter. Als wir das Tor der Schule erreichten, hörten wir das typische Geräusch herabfallender Bomben. Es war ein eigenartiges Sausen und Zischen, was nichts Gutes verhiess. Irene und ich liefen um unser Leben. Es mussten noch einige Stufen genommen werden, bis wir die Kellerstiege erreichten und da wurden wir von einer Luftwelle die Stufen zum Keller hinuntergehoben. Splitterbomben und eine richtige Granatbombe hatten das Gebäude getroffen. Es war kein Volltreffer, und das war unsere Lebensrettung. Lehrerinnen der Schule öffneten blitzschnell die Tür und zogen uns in den Keller hinein. Nach dem fürchterlichen Krachen, dem Geräusch zerberstender Fensterscheiben und dichten Staubwolken folgte unheimliche Stille. Der Spuk war vorbei. Nach bangen Minuten wagten sich einige Lehrerinnen hinaus, um nachzuschauen, was mit ihrer Schule geschehen war. Sie berichteten: Alle Fenster des Hauses sind kaputt, eine große Ecke ist beschädigt, das Eingangstor eingestürzt usw. Irene und ich schauten uns an. Die Ecke, das Tor! Dort hatten wir uns Sekunden vor dem Treffer befunden. Der Tod hatte uns verschont.

Selbstredend verließen wir hernach nie wieder den Luftschutzkeller, bevor nicht Entwarnung gegeben worden war.

Es brennt!



Diese Erinnerung führt in die Kriegsjahre des Zweiten Weltkrieges. Man schrieb den Kriegswinter 1942/43. Ich war damals 13 Jahre alt. Um die nächste Geschichte besser verstehen zu können, muss ich das Umfeld näher beschreiben.

Meine Eltern besaßen ein kleines ebenerdiges Einfamilienhaus am Mühlbach bzw. Schützenpark in Hermagor. Der Schützenpark heißt so, weil inmitten der Parkanlage das Denkmal für die „Freiwilligen Schützen“ aufgestellt ist.

Das Denkmal erinnert an die Kämpfe der Schützenkompanie gegen Italien 1915 und an den Kärntner Abwehrkampf (1918-1920).

Gesäumt wird der Park von der Gössering, die im Reißkofelmassiv entspringt und das Gitschtal durchfließt, bis sie bei Möderndorf (Potschach) in die Gail mündet und dem Mühlbach, der im Graben von der Gössering abgeleitet wird und im eigenen Bachbett fließt, um schließlich am Ortsende und heute inmitten von Hermagor wieder in die Gössering zurückgeleitet zu werden. Bis vor rund 40 Jahren nutzte man das Wasser zum Betreiben der „Smolli-Mühle“, deren Produkte in ganz Kärnten vertrieben wurden, weiters einer Schmiede, einer Tischlerei, eines kleinen Kraftwerkes einer Molkerei und schließlich zum Antrieb von Turbinen eines Sägewerkes. Leider gibt es alle diese angeführten Einrichtungen nicht mehr. Das Wasser wird nur noch von einem Privatmann (Wilfried Domainko) für sein kleines Privatkraftwerk genutzt.

Im oberen Teil des Parkes stand bis in die Siebziger-Jahre ein sehr schönes Gebäude, das Schützenhaus, das 1889 von den Mittelhailtaler Schützen errichtet wurde. Es war die Heimstätte der Schützen, die von hier aus ihre Scheiben-Schießübungen durchführten. Man schoss aus den seitlichen Fenstern auf Zielscheiben, die jenseits der Gössering auf dem Krieger-Feld aufgezeigt wurden. Um den Zielscheiben-Aufzeigern Schutz zu gewähren, war ein tiefer Graben vorhanden, in dem die Männer mit ihren Zeigestäben stehen konnten. Für uns Kinder war der Tag danach interessant. Wir „kletzelten“ (herausbohren, herausarbeiten) die zerschmetterten Geschosse aus den Holzbalken, die ebenfalls als Schutzwand vorhanden waren. Was wir mit den Trophäen machten, weiß ich leider nicht mehr.

Soweit die Vorgeschichte zu meiner eigentlichen Erzählung.

Es war Jänner oder Feber 1943. Es war ein sehr kalter, schneereicher Winter. Krieg in Europa, der Zweite Weltkrieg! Das Schützenhaus war zum Gefangenen-Haus umfunktioniert

worden. 30 bis 40 Franzosen bewohnten das Gebäude als Gefangene. Den Status

„Gefangener“ muss man weitgedehnt sehen, denn die Männer arbeiteten bei Tag in ihren jeweiligen Berufen bei ortsansässigen Familien, in verschiedenen Betrieben. Soweit ich weiß, ging es allen Kriegsgefangenen verhältnismäßig gut, denn die Leute, bei denen sie arbeiteten, verköstigten sie, wuschen ihre Wäsche und gewährten ihnen größtenteils Familienanschluss. Auch meine Eltern hatten ein gutes Verhältnis zu den Kriegsgefangenen. Wir wohnten in unmittelbarer Nähe des Schützenhauses. Meine Mutter half oft mit Zwiebeln, Knoblauch und anderen Gewürzen aus, wenn die Franzosen Weinbergschnecken auf dem offenen Feuer im Schützenpark schmorten. Sie boten auch uns von ihrem Gericht an, was wir aus Unverstand dankend ablehnten.

Einen Wermutstropfen gab es im Leben der gefangenen Franzosen. Es waren die Bewacher! Der vorgesetzte Unteroffizier konnte die Franzosen nicht ausstehen. Umgekehrt war es wohl dasselbe. Besagter Unteroffizier hatte als Ordonanz einen Gefreiten, ebenfalls ein Wiener wie er selbst, zugeteilt. Die beiden verstanden sich recht gut. Der Unteroffizier ging in unserem Haus ein und aus und er wusste manchen guten Rat für Haushaltsprobleme. So stellte er eine Teigmasse her, mit der man verschmutzte Wände säubern konnte, sodass sie wieder wie weiß aussahen, er fabrizierte aus Fichtenholzbrettern Kleiderbügel, verkleidete einen undichten Holztrog mit Blech, säuberte Teppiche mit Sauerkraut und dergleichen mehr. An manchen Winterabenden fand er sich bei uns ein, und man unterhielt sich mit einem „Bauernschnapser-Spiel“. Eine junge Frau aus der Nachbarschaft kam gerne zu uns, weil ihr anscheinend der fescche Unteroffizier gefiel.

Es war ein sehr kalter Winterabend, als die Katastrophe passierte. Der Gefreite hatte Wachdienst. Beide Soldaten wohnten in einem kleinen Haus vis-à-vis des Schützenhauses. Das Haus gehörte einer Frau Jost und ihrem Mann.

Die Kriegsgefangenen waren nachts immer allein. Es gab nie den Versuch einer Flucht. Die Türen waren nicht verschlossen, da die WC-Anlage außerhalb des Hauses angebracht war.

Der Gefreite hatte also Wachdienst und befand sich in der Wachstube, der Unteroffizier befand sich bei uns. Meine Eltern, die junge Frau und der Unteroffizier spielten Karten. Plötzlich klopfte jemand laut an unserer Haustür. Meine Mutter öffnete und da stand der Gefreite draußen. Es war bitter kalt. „Kommen Sie doch herein,“ forderte ihn meine Mutter auf. Als der Gefreite im Zimmer stand, sagte er ganz ruhig: „Komm, Cavada, ich muss dir etwas sagen.“ – „Ja sag schon“, meinte der Unteroffizier. „So komm doch mit heraus“, drängte der Gefreite. Noch zeigte der Soldat keine Aufregung oder Eile. „Was willst du mir denn sagen?“ fragte der Unteroffizier. Da riss dem Gefreiten die Geduld und er rief laut: „Es brennt!“ – Wo, wie, was? Wir stürzten aus dem Haus und sahen Funken aus dem Kamin des Jost-Irgl Hauses sprühen, in dem die Bewacher logierten. Die Gefangenen standen am Mühlbach und lachten. Keiner rührte eine Hand, um beim Löschen zu helfen.

Der Unteroffizier ordnete sofort Rettungsmaßnahmen zum Feuerlöschen an. Alle verfügbaren Eimer wurden von uns und den zu Hilfe geeilten Nachbarn mit Wasser oder Schnee gefüllt und in einer Kette von Hand zu Hand gereicht. An letzter und oberster Stelle

stand der Unteroffizier und schüttete Wasser oder Schnee in den glosenden Kamin. Gott sei Dank war es ein Schwelbrand, sodass die Glut in kurzer Zeit gelöscht war.

Wie war es zu diesem Brand gekommen? Da es sehr kalt war, heizte der Gefreite ununterbrochen. Er selbst schrieb Briefe an seine Familie und übersah, dass sich im Kamin ein Brand zu entfachen begann. Erst als er das Knistern und die Glut merkte, erfasste er die Situation und holte Hilfe, die er beinahe durch sein Zögern, mit der Wahrheit herauszurücken, zunichte gemacht hätte. So verlief alles glimpflich und wir beendeten den Abend mit einer heißen Tasse Tee.

Die schadenfrohen Gefangenen wurden ihre Bewacher nicht los. Dem Unteroffizier war die „Demütigung“ durch „seine“ Kriegsgefangenen so zu Herzen gegangen, dass er um einen Wechsel zu den kriegsgefangenen Engländern ansuchte, was bewilligt wurde. Die Engländer liebte er und sie liebten ihn. Es gab ein freundschaftliches Verhältnis zu ihnen. Er machte mit ihnen Ausflüge zum See oder ging mit ihnen in die Berge.

1944 wurden beide Bewacher an die Front gerufen. Beide schrieben meinen Eltern aus dem Feld. Von Unteroffizier Cavada blieb eines Tages die Post aus. Er war an die russische Front geschickt worden. Der Gefreite Kaiser meldete sich nach dem Krieg bei uns, dann brach der Schriftverkehr ab.

Ironie des Schicksals: 1946 brannte besagtes Jost-Irgl Haus vollständig ab und wurde nicht mehr aufgebaut.



Gefangene Franzosen



Unteroffizier Cavada (links)

Kriegsende 1945

Am 26. April hatten die Russen bereits Wien besetzt. Für Ostösterreich war der Krieg zu Ende. Wir in Kärnten befanden uns noch im Kriegszustand. Unser Militär befand sich auf dem Rückzug. Die Alliierten drängten unsere Truppen in Italien immer weiter nach Norden. Zu diesem Zeitpunkt mussten wir Schüler und Schülerinnen in Klagenfurt noch die Schule besuchen. Obwohl alles auf Auflösung jeglicher Normalität hinwies, durften wir nicht nach Hause fahren.

Erst am 3. Mai 1945 wurde die Parole ausgegeben: Schaut, wie ihr nach Hause kommt! Es gab keine Zugverbindungen mehr, alles versank im Chaos. Meine Eltern hatten mir streng aufgetragen, ja nicht die Geige zurück zu lassen, wenn ich flüchten müsste. Also packte ich einen Koffer mit Bekleidung und etlichen privaten Sachen und vergaß auch nicht auf meine Geige.

Mit einigen Heimbewohnerinnen begab ich mich auf die Straße nach Villach. Wir marschierten munter drauflos. Jedes Lastauto versuchten wir zu stoppen. Endlich erbarmte sich der Fahrer eines Lastkraftwagens unser und lud uns auf die offene Ladefläche. Wir waren froh und dankbar, dass wir in Richtung Villach unterwegs waren. Am Bahnhof in Villach ließ uns der Fahrer absteigen. Ich eilte zum Bahnsteig, auf dem normalerweise der Gailtalzug stand. Ich war maßlos überrascht und gleichzeitig glücklich, als plötzlich mein Vater vor mir stand. Meine Eltern hatten irgendwie gespürt, dass ich versuchen würde, nach Hause zu kommen. Mein Vater war nach Villach gekommen, um hier zu warten, bis ich daherkomme.

Und was für ein Glück! Der Gailtalzug fuhr pünktlich nach Fahrplan ab. Doch wir hatten uns zu früh gefreut. Plötzlich gab es Fliegeralarm. Die Sirenen heulten noch, als wir die Tiefflieger nahen hörten. Unser Lokomotivführer konnte unseren Zug noch aus dem Bahnhof hinausfahren und ließ ihn auf offener Strecke stehen. Mein Vater und ich verließen mit den anderen Fahrgästen fluchtartig den Zug. Ich hielt die Geige fest im Arm. Den Koffer ließen wir im Zug. Mein Vater und ich suchten im Keller eines Wohnhauses Schutz vor dem Angriff. Und schon hörten wir das Knattern von Maschinengewehren der angreifenden Tiefflieger. Ihr Ziel war der Villacher Bahnhof.

Angstvoll warteten wir auf das Ende des Angriffs und siehe, der Zug stand unversehrt auf der Stelle, wo wir ihn verlassen hatten. Der Koffer war vorhanden und nach und nach füllte sich der Zug wieder mit Fahrgästen. Auch der Lokomotivführer hatte seinen Platz eingenommen und brachte uns ans Ziel im Gailtal. Hermagor, das war eine Seligkeit. Wir waren relativ gut zu Hause angekommen. Meine Mutter nahm uns freudestrahlend in die Arme.

War der Krieg bald zu Ende? Noch fünf Tage bangten wir in Hermagor, ob es wohl nicht zu kriegerischen Handlungen in unserem Tal kommen wird. Kosaken und deutsche Wehrmacht befanden sich auf dem Rückzug. Alles wälzte sich durch das Gailtal. Die Kosaken wurden über den Gailberg ins Drautal gelenkt, sodass wir im oberen und unteren Gailtal davon verschont blieben.

Am 8. Mai 1945 war auch für uns der Krieg zu Ende. Alliierte Truppen marschierten in Hermagor ein. Sie wurden von einigen Einwohnern mit Jubel empfangen. Es waren englische Soldaten, die Kärnten besetzten. Sie waren korrekte Soldaten, die alle Einwohner respektvoll behandelten. Dass diese Besetzung zehn Jahre dauern würde, hätte zum damaligen Zeitpunkt niemand gedacht.

Die Engländer kommen! oder Die Besatzung

Der Krieg ist aus! Der Krieg ist aus! Tönte es allerorten. Am 8. Mai 1945 marschierten englische Soldaten in Hermagor ein. Sie wurden von einem Teil der Bevölkerung mit Jubel empfangen. Alle waren froh, dass der zweite Weltkrieg vorüber war. Er hatte viele Opfer in der Bevölkerung gefordert. Jetzt konnte man wieder an den Alltag denken.

Die bei uns stationierten Soldaten entstammten der Elitetruppe der Alliierten. Sie behandelten die Einwohner unseres Städtchens sehr nobel. Es sollten Hausdurchsuchungen durchgeführt werden. Meine Eltern bangten vor dieser Maßnahme, denn sie fürchteten, die Soldaten würden unsere Kästen durchstöbern und so große Unordnung anrichten.

Mein Vater und ich musizierten oft miteinander. Er spielte Geige oder Cello und ich begleitete ihn auf dem Klavier. Einen Tag nach dem Einmarsch der ehemaligen Feinde waren Vater und ich wieder mit dem Musizieren beschäftigt.

Unser Haus befindet sich in einer Seitengasse am Schützenpark. Das Haus ist ebenerdig gebaut. Als wir ganz dem Spiel hingegeben waren, standen plötzlich drei englische Soldaten vor dem offenen Fenster und lauschten unserer Musik. Wir erschrakten, als es an der Tür klopfte. Meine Mutter öffnete und sah die Engländer. Sie ließ die Männer ins Haus in der Annahme, sie würden eine Hausdurchsuchung vornehmen. Da wir alle kein Englisch verstanden, mussten uns die Besatzer mit Gesten erklären, was sie wollten.

Einer der Männer zeigte auf das Klavier und er gab zu verstehen, dass er gerne darauf spielen würde. Wir nickten und siehe, der Engländer spielte traumverloren auf dem Flügel. Einer seiner Freunde begann zu singen und wir hörten überrascht zu. Meinem Vater boten sie Zigaretten an und so viel verstanden wir, dass sie am nächsten Tag wiederkommen wollten. Von einer Hausdurchsuchung war keine Rede.

Leider wurde aus dem zweiten Besuch nichts. Die Truppe erhielt in der Nacht den Befehl, weiterzuziehen. Das hörten wir am anderen Tag von Bekannten, die den Abzug beobachten konnten.

Das war unsere erste Begegnung mit ehemaligen Gegnern. Es folgten noch einige solcher Episoden, bei denen die Musik maßgeblich beteiligt war. Musik kennt wahrlich keine Grenzen, sie kennt keine Hindernisse.

Jack, der Sänger

Da Wien häufig Luftangriffen ausgesetzt war, nahmen meine Eltern die Frau ihres Neffen Leo samt Kleinkind bei uns auf. Man sprach im Krieg von Umquartierung. Seit 1943 lebten Rosi und die kleine Brigitte bei uns. Am 8. Mai war der Krieg für uns in Kärnten zu Ende.

Rosi und ihr Töchterlein blieben auch nach Kriegsende in Hermagor, weil die Schwiegereltern in der russischen Zone wohnten und es dort für junge Frauen nicht ungefährlich war.

Eines schönen Tages spielte ich auf dem Klavier. Das Fenster stand offen. Ein jüngerer englischer Besatzungssoldat lauschte vor dem Fenster meinem Spiel. Seit dem Kriegsende waren in unserem Städtchen englische Besatzungstruppen einquartiert. Ich bemerkte den Soldaten vor dem Fenster und fragte ihn, ob er vielleicht selbst ein bisschen Klavier spielen wollte. Er verneinte und sagte, dass er nur singen könne.

Meine Eltern baten ihn hereinzukommen, was er gerne tat. Mit Worten und Gesten versuchten wir uns zu verständigen, da wir nicht Englisch sprachen und er nicht Deutsch. Er stellte sich zum Klavier und sang mit wunderschöner Stimme „Dein ist mein ganzes Herz“ auf Englisch. Ich hatte dazu Noten und wir probierten es miteinander. Es hörte sich gut an. Leider hatte ich keine Noten für englische und amerikanische Lieder. So mussten wir immer wieder Lehars Lied aus der Operette „Land des Lächelns“ zu Gehör bringen.

Der Engländer stellte sich als „Jack“ vor und er bat, am nächsten Tag wieder kommen zu dürfen. Was auch geschah. Ein Zufall war es, dass der junge Mann zu Hause eine junge Frau mit einem Kleinkind hatte, die unserer Verwandten stark ähnelte. Man merkte ihm an, dass er Sehnsucht nach daheim hatte. Wenn er kam, verwöhnte er die kleine Brigitte mit Schokolade und meinen Vater mit Zigaretten, die herrlich dufteten nach den übelriechenden Kriegszigaretten.

Zwei- oder dreimal besuchte uns der Soldat. Dann kam ein jähes Ende. Mitten in der Nacht klopfte jemand heftig an unserer Haustür und an den Fenstern unserer ebenerdig gelegenen Wohnung. Voll Angst zogen wir uns etwas über das Nachtgewand. Mein Vater öffnete die Haustür und da stand Jack in voller Ausrüstung und erklärte uns, dass seine Einheit noch während der Nacht nach Italien verlegt werde und er nicht ohne Abschied von uns gehen wolle. Wir waren alle sehr betrübt. Jack hatte Tränen in den Augen, als er mir ein kleines Bildchen mit dem Vaterunser auf Englisch schenkte.

Wir haben nie mehr etwas von Jack gehört. Kam er nicht aus dem Krieg zurück? Hatte er unsere Adresse verloren? Ich besitze immer noch sein Motivbild mit dem Vaterunser und sooft das Lied „Dein ist mein ganzes Herz“ erklingt, denke ich an das Erlebnis mit Jack.

Russen in Wien 1945 – 1946

Russeneinquartierung



Als am 26. April 1945 die Alliierten Deutschland zur Kapitulation zwangen, standen die Großmächte vor den Toren Wiens. Wien wurde in vier Abschnitte eingeteilt, die von den Amerikanern, Engländern, Franzosen und Russen besetzt wurden. Der vierte und fünfte Bezirk wurde von den Russen verwaltet. Am Beginn der Besetzung kam es im russisch besetzten Teil sehr oft zu Übergriffen auf die Zivilbevölkerung.

Meine Verwandten wohnten im fünften und vierten Bezirk. Mein Onkel Isidor Fuchs und seine Frau Anna wohnten in der Siebenbrunnengasse 8 am Matzleinsdorfer Platz. Die Tante war die älteste Schwester meiner Mutter. Die zweite Schwester hieß Mathilde Seidl. Sie wohnte in der Karolinengasse 29 im vierten Bezirk.

Onkel Isidor war Fachlehrer in einer Textilschule in der Spengergasse im fünften Bezirk, Onkel Emil hatte jahrzehntelang in einer Spinnerei in Pottendorf gearbeitet und war nach seiner Pensionierung nach Wien gezogen.

Kurz nach dem Kriegsende ging es in Wien nicht immer friedlich zu. Große Angst hatte man vor den Russen, die als brutale Vergewaltiger bekannt waren. Frauen und Mädchen mussten sich vor ihnen in acht nehmen. Wehe, wenn die Russen betrunken waren und Jagd auf Frauen machten.

Sehr erschrocken waren meine Verwandten in der Siebenbrunnengasse, als eines Tages zwei Russen in Uniform bei ihnen Einlass begehrten. Sie standen mit dem Gewehr im Anschlag vor der Wohnungstür. Wie überrascht waren aber die Russen, als mein Onkel auf Russisch fragte, was sie wollten. Der Onkel musste jahrelang im Ersten Weltkrieg in Sibirien Zwangsarbeit leisten und er konnte als Kriegsgefangener etwas Russisch lernen. Das kam ihm jetzt zugute. Die beiden Soldaten waren so verblüfft, dass sie ihre feindselige Haltung sofort aufgaben und dem Onkel erklärten, dass sie ihnen zugewiesen wurden, weil man den ehemaligen Feinden eine Bestrafung zugedacht hatte. Die beiden Russen quartierten sich in die Wohnung ein. Sie nahmen zwei Zimmer und die Küche in Anspruch. Da meine

Verwandten sehr höflich und kooperativ waren, entwickelte sich zwischen den Russen und meinen Verwandten eine recht freundschaftliche Verständigung. Es kam soweit, dass die Russen meine Verwandten mit Lebensmitteln versorgten, da sie sahen, wie wenig es zu essen gab.

Eines Tages fragte einer der Russen meinen Onkel: „Warum nehmen denn nicht unsere Freunde uns auf? Sie haben uns ja als Befreier empfangen und nun müssen wir bei den Feinden wohnen.“

Mein Onkel wusste keine passende Antwort. Ihm war zu Ohren gekommen, dass man dem Russenkommando eine Liste mit Namen ehemaliger Parteigenossen gegeben hatte und nun sollten diese Leute Repressalien erdulden.

Nun, für meine Verwandten gab es noch ein zusätzliches Erlebnis mit „ihren“ Russen. Mehrere andere Russen schlugen eines Tages mit ihren Gewehrkolben an die Tür und begehrten lautstark Einlass. Sie waren jedoch erstaunt, als ihnen ihre Kameraden öffneten und ihnen zu verstehen gaben, dass da nichts zu holen ist. Die „Plünderer“ – um solche handelte es sich – mussten ohne Beute abziehen.

So hatte die Einquartierung etwas Positives gehabt.

Als die Russen in ein anderes Quartier verlegt wurden, gab es einen freundlichen Abschied.

Die Verwandten waren erleichtert über den glücklichen Ausgang. Es gab keine weiteren Ereignisse.

Zehn Jahre blieben vier Siegermächte als Besatzer in Österreich.

Erst am 26. Oktober 1955 verließ der letzte Soldat der vier Siegerstaaten – Amerika, England, Frankreich und Russland – Österreich. Österreich war endlich frei!

Großheuriger in Tattendorf 1946



Im Sommer 1946 durfte ich allein nach Wien reisen. Meine Verwandten hatten mich eingeladen. Es gab bereits einige kulturelle Ereignisse in Wien. Das „Theater an der Wien“ hatte schon Opern in seinem Repertoire. Eine Bekannte meiner Verwandten im vierten Bezirk besuchte regelmäßig Opernvorstellungen. Sie wusste, wie man zu Karten kam. Durch Vermittlung meiner Tante besorgte die junge Frau auch Karten für mich und nahm mich unter ihre Fittiche. Ich kannte mich in der Wienerstadt nicht besonders gut aus. Da wir im gleichen Alter waren – 17 Jahre – verstanden wir uns sehr gut. So konnte ich wunderschöne Aufführungen mit berühmten Opernstars wie zum Beispiel Maria Cebotari und Roul Aslan erleben. Ich genoss die Opern „Aida“, „Madame Butterfly“ und „Hoffmanns Erzählungen“. Für mich war das ein großer Kunstgenuss, an dem ich lange zehrte.

Tante Mathilde Seidl war die ältere Schwester meiner Mutter. Onkel Emil war am glücklichsten, wenn man dem Essen und Trinken fest zusprach. „Iss doch, iss!“ war seine liebevolle Aufforderung.

Wenn ich in Wien weilte, wohnte ich bei meinen Verwandten im fünften Bezirk. Sie hatten eine größere Wohnung als Tante Thilde und Onkel Emil.

Tante Anna und Onkel Isidor hatten einen Sohn, der im Krieg einen schrecklichen Motorradunfall hatte und aus diesem Grund Kriegsdienst in der Heimat machen musste. Er befand sich im Jahr 1946 in Wien, wo er nach dem Ende des Krieges sich eine Existenz aufbauen musste. Als ich im Sommer nach Wien kam, nahm sich mein Kusine meiner an und zeigte mir viel Kulturelles in Wien. Um mir etwas anderes als Kultur zu bieten, meinte er: „Weißt was, morgen fahren wir nach Tattendorf. Dort gibt es einen Großheurigen.“ Ich war sofort einverstanden, hatten wir doch in Tattendorf Verwandte unserer Mütter. Der Bruder Rudolf Melichar lebte mit seiner Familie dort. Tante Anna und die Kusine Erna nahmen Leo und mich sehr herzlich auf und gingen mit uns zum Heurigen in das Gasthaus „Zum Landsteiner“. Viele Leute tummelten sich im Gastgarten und im Saal, wo fleißig getanzt wurde. Leider hielten sich auch russische Soldaten im Gasthaus auf. Sie forderten Mädchen und Frauen zum Tanz auf. Plötzlich stand ein blonder russischer Offizier vor unserem Tisch und forderte mich zum Tanz auf. Er fragte zuerst meinen Kusine, ob er mit mir tanzen darf. Leo konnte nicht anders, als ja zu sagen. Der Offizier war in Uniform und eine Pistole steckte in seinem Gürtel. Ich fragte auf Englisch, warum er eine Waffe bei sich trägt. Er antwortete in gebrochenem Deutsch, dass er auf seine Soldaten Acht geben muss. Es war bekannt, dass Russen viel trinken und dann ausfällig werden können.

„Nikolai“ so hieß mein Tänzer, holte mich wiederholt zum Tanz. Als der Offizier kurz den Saal verließ, packte mich mein Kusine bei der Hand und verließ mit mir das Lokal. Ebenso taten es meine Verwandten. Auf meine erstaunte Frage, warum wir so plötzlich aufbrechen mussten, antwortete mein Kusine: „Du weißt nicht, was auf einmal sein könnte. Wenn die Russen betrunken sind, kann man für nichts garantieren. Was können wir tun, wenn man dich weg-schleppt?“ Das leuchtete mir ein. Es war sicher das Beste, aufzubrechen, ehe es zu spät ist. Was sich etwa der höfliche russische Offizier dachte, als wir verschwunden waren?

VI Burgenland-Geschichten



Neusiedl bei Güssing

Meine erste Reise nach Neusiedl bei Güssing 1953

In den Fünfziger-Jahren war das Weltbild völlig anders als es heute ist. Auf dem Land gab es in vielen Gegenden Österreichs weder elektrisches Licht noch Leitungswasser in den Wohnungen. Zu diesem Gebieten zählte auch das südliche Burgenland, Bezirk Güssing.

Mein Verlobter stammte aus diesem Teil des Landes. Er selbst war als Lehrer in den Kärntner Schuldienst aufgenommen worden und erhielt seine erste Anstellung in Hermagor. Er war an derselben Schule wie ich tätig. Wir kamen uns näher und im Frühjahr 1953 verlobten wir uns. Im Sommer bat mich mein Verlobter, ihn in seiner Heimat zu besuchen, damit er mich seinen Eltern vorstellen könne. Ich willigte ein und los ging die Reise. Sie führte mich mit der Bahn von Hermagor über Villach und Bruck an der Mur nach Graz, wo mich mein Verlobter erwartete. Weiter ging die Fahrt mit dem Omnibus bis Fürstenfeld. Ich war bereits länger als zehn Stunden unterwegs. In Fürstenfeld mussten wir einige Stunden warten, bis ein Bus nach Neusiedl fuhr. Wir saßen in einem Gasthaus und dort hörte ich zum ersten Male, wie „Burgenländisch“ klang. Ein paar Bäuerinnen unterhielten sich miteinander. Obwohl ich sehr aufmerksam lauschte, konnte ich fast nichts verstehen. Sogar meinem Verlobten waren manche Ausdrücke unverständlich. Das meiste konnte er doch „dolmetschen“. Dieser Dialekt war ungewöhnlich. Auch die Kleidung unterschied sich sehr von der bei uns üblichen. Die Frauen trugen weite, sehr lange Röcke und Blusen, die aus dunklen Stoffen geschneidert waren. Die Frauen hatten ihre Köpfe mit Kopftüchern bedeckt.

Mir schoss durch den Kopf, wie es wohl sein wird, wenn ich meine zukünftigen

Schwiegereltern zu Gesicht bekomme.

Endlich kam der Bus und wir erreichten die letzte Station meiner Reise. Wir waren endlich in Neusiedl bei Güssing. Der Bus hielt vor einem Gasthof. Wir stiegen aus und ich war froh, am Ziel angekommen zu sein. Aber o Schreck! Jetzt kam der anstrengendste Teil der Reise. Mein Verlobter schnappte meinen Koffer und sagte: „Jetzt müssen wir nur über einen Feldweg zum Haus meiner Eltern gehen.“ Schon bogen wir von der Straße in einen Feldweg ein, der bergaufwärts führte. Ich hatte Stöckelschuhe an, die im Lehm Boden einsanken. Der Weg zog sich endlos lange. Mir schien es eine Ewigkeit. Endlich erreichten wir den Bauernhof. Meine zukünftigen Schwiegereltern erwarteten uns. Sie begrüßten uns sehr freundlich. Ein gutes Essen entschädigte für den langen Fußmarsch. Als es dunkel wurde, holte der Vater meines Verlobten eine Petroleumlampe, die er in Funktion setzte. Es gab keine elektrische Beleuchtung im Haus.

Das war aber nicht das einzige Übel, das mich erwartete. Das Trink-, Koch- und Waschwasser musste aus einem freistehenden Brunnen geholt werden. Es versteht sich von selbst, dass mit dem Wasser gespart wurde.

Das Schlimmste aber kam zum Schluss. Ich musste die Toilette aufsuchen. Mein Verlobter erbot sich sofort, mich zu begleiten. Wo befand sich besagtes Örtchen? Mindestens 20 Meter vom Wohnhaus entfernt stand ein wackeliges „Plumpsklo“. Da wunderte ich mich nicht mehr, warum mich mein Verlobter begleiten wollte. Und das noch dazu in der Nacht.

Alles in allem waren es aber schöne Ferientage, die ich im damaligen armen Burgenland erlebte. Heute hat das Burgenland enorm aufgeholt. Es gibt heute dort alles, was es auch in den anderen Bundesländern gibt.

Wer hätte im Jahr 1953 gedacht, dass mein Mann und ich seit 34 Jahren im Burgenland ein kleines Eigenheim besitzen, das wir gerne aufsuchen.

Katzn-Toag



Da ich mit einem Burgenländer verheiratet bin, machten wir im Sommer Ferien im Burgenland. Die Fahrt dorthin war stets eine Tortur, da sie sich über einen ganzen Tag erstreckte. Es ging mit der Bahn von Hermagor nach Villach, weiter nach Bruck, Graz, Fürstenfeld und von dort mit dem Traktor nach Neusiedl bei Güssing. Mein Schwager holte uns in Fürstenfeld ab.

Meine Schwiegereltern besaßen eine kleine Landwirtschaft, in der es viel Arbeit gab. Besonders in der heißen Jahreszeit waren alle froh, wenn Hilfskräfte für die Feldarbeit vorhanden waren. Mein Mann half bei der Ernte und ich durfte den Kochlöffel schwingen. Für mich war es eine große Herausforderung, für 10 bis 12 Leute zu kochen. Ich hatte darüber hinaus den Ehrgeiz, etwas „Außergewöhnliches“ auf den Tisch zu bringen. Das war ein schwieriges Unterfangen, denn im Haus gab es keinen elektrischen Strom. Also musste auch im Hochsommer der gemauerte Herd in Betrieb gesetzt werden. Für mich als Stadtmensch war das gar nicht einfach. Ich heizte und schwitzte dabei fürchterlich. Zur Abwechslung zum Schweinsbraten setzte ich „Marillenknödel“ auf den Speiseplan. Damit ich nicht Erdäpfel für einen Erdäpfelteig kochen und passieren musste, entschloss ich mich für „Brandteig-Marillenknödel“. Ich bereitete genügend Knödel zu und alles gelang vorzüglich.

Wir saßen beim Mittagessen und ich servierte nach der Krautsuppe meine Knödel. Es schmeckte allen sehr gut, wie ich am beifälligen Schmatzen hörte. Meinem Schwiegervater mundeten die Marillenknödel besonders gut. Er konnte gar nicht genug davon bekommen. Schließlich war die Pfanne leer. Für mich war kein Knödel geblieben. Das störte mich keineswegs. Ich war stolz, allen eine besondere Speise zubereitet zu haben. Ich stellte meinem Schwiegervater die Frage, wie es ihm geschmeckt habe. Lakonisch meinte er: „Das woa a Hozattoag“. Was meinte mein Schwiegervater mit Katzen-Toag (Katzen-Teig)? Entsetzt blickte ich zu meinem Mann. Ich konnte mir den guten Appetit und diese vernichtenden Worte nicht erklären. Da dolmetschte mein Mann schmunzelnd: „Der Vater sagt, dass das ein Hochzeitsteig gewesen ist (Hozat = Hochzeit), also etwas ganz besonders Gutes.“ Mir fiel ein Stein vom Herzen. Burgenländisch war für mich doch etwas fremd.

VII Tiergeschichten

Unsere Schildkröten „Tartaruga“ und „Panti“



Als unsere Tochter noch klein war, wünschte sie sich sehnlichst ein Haustier. Nach dem Tod unseres Katers „Murli“ wollten wir uns nicht mehr an ein Haustier gewöhnen.

Bei einem Feriendaufenthalt in Italien bot uns ein Bub eine sehr kleine Schildkröte an, die er aus einem Graben herauszog. Die elfjährige Tochter war sofort begeistert und wir nahmen das Geschenk an und brachten die Schildkröte mit nach Hause. Sie wurde im Garten gehalten, wo sie eine Pfütze zum Baden hatte. Trotz aller Bemühungen verweigerte die junge Sumpfschildkröte jede Pflanzennahrung. Da meinte der Nachbarbub Peter nach einigen Tagen: „Gib deiner Tartaruga doch einen Regenwurm.“ Von nun an wussten wir, was wir dem Tier als Nahrung geben mussten. Tartaruga war zufrieden und wir waren es auch. Ein Büchlein über die Haltung von Schildkröten gab schließlich weitere Information.

Als der Winter nahte, machten wir uns Gedanken, wie wir das Tierchen überwintern sollten. Wir bereiteten eine Kiste mit Erde und Laub vor und setzten das Tier hinein. Alles schien perfekt zu klappen. Die Erde wurde während der Wintermonate wiederholt besprengt. Als der Frühling anbrach, hielten wir Nachschau und mussten mit Entsetzen feststellen, dass die kleine Schildkröte nicht mehr lebte. Sie war trotz unserer Bemühungen vertrocknet. Wir gaben die tote Sumpfschildkröte in ein Glas und konservierten den Körper mit Spiritus. Darin ist sie bis zum heutigen Tag zu sehen.

Die Trauer um Tartaruga war groß. Damit die Tochter doch wieder zu einer Schildkröte kommen sollte, baten wir eine Verwandte in Wien, in einer Tierhandlung eine kleine Schildkröte für uns zu kaufen. Es musste aber eine Landschildkröte sein. Zum 12. Geburtstag wurde die neue Schildkröte der Tochter übergeben.

Diese Schildkröte sah ganz anders aus als die verstorbene Tartaruga. Jetzt es wurde uns wirklich bewusst, dass die italienische Schildkröte als Wasserschildkröte in einem Tümpel gelebt hatte und bei uns im Winter hätte im Wasser oder Schlamm überwintern müssen. Damals hatte man nicht so einfach zu Informationen Zugang wie heute.

Die gekaufte Schildkröte war eine Landschildkröte. Wir hielten sie zunächst für eine Griechische Landschildkröte, doch bei Bildvergleichen zeigte sich, dass es sich bei diesem Tier wohl eher um eine sogenannte Maurische Landschildkröte handeln musste. Sie war robust und fraß mit Vergnügen Klee, Salat, Tomaten, Kräuter, Erdbeeren und Bananen. Bald gab es eine Taufe. Sie bekam den Namen „Panthilea“, inspiriert von einer Kindersendung, in der eine Schildkröte dieses Namens vorkam. Sehr bald wurde aber die Kurzform „Panti“ gewählt. Das neue Haustier bekam eine Kiste zum Übernachten. Sie wurde hervorragend von unserer Tochter betreut.

So verging der Sommer. Wieder wurde eine Kiste mit Erde gefüllt und eine Schichte feuchtes Laub darüber gestreut. Panti wurde vor der Winterpause gründlich und wiederholt gebadet und schließlich auf Fasten gesetzt. Wir setzten das Tier auf das Laub und siehe, eines Tages war sie verschwunden. Sie hatte sich von selbst in die Erde hineingegraben. Bis zur wärmeren Jahreszeit sahen wir nichts von Panti. Welche Freude war es, als unsere Panti eines Tages obenauf in der Kiste saß und uns mit klaren Äuglein anblickte. Sofort wurde sie gebadet und genau beobachtet. Einige Tage verweigerte sie die Nahrungsaufnahme, aber dann meldete sich der Hunger und sie biss herzhaft in das dargebotene Salatblatt und begann im Badezimmer umherzumarschieren. Langsam, sehr langsam zog sie sich vorwärts, aber von Tag zu Tag wurde sie vergnügter und kräftiger.

Bei schönem Wetter trug unsere Tochter Panti ins Freie, wo sie hinter unserem Haus in der warmen Frühlingssonne spazieren konnte. So vergingen die kälteren Monate und schließlich war es warm genug, dass Panti frei im Garten bleiben konnte. Sie wurde immer zutraulicher, ließ sich am Hals kraulen und begann auf den Namen zu reagieren.

Eine Untugend entwickelte Panti leider immer mehr. Sie versuchte ständig aus unserem Garten zu entweichen, hatte einen förmlichen Wandertrieb. Es gelang ihr auch sehr oft auszureißen. Die gesamte Nachbarschaft kannte inzwischen unsere Schildkröte und die Ausreißerin kehrte stets zu uns zurück.

So vergingen etliche Jahre. Panti wurde zu unserem Liebling. Eines Tages teilte eine Bekannte unserer Tochter mit, dass sie eine gleichartige Schildkröte besitze. Sofort fiel unserer Tochter ein, diese andere Schildkröte mit Panti zu besuchen.

Die beiden Schildkröten schienen Gefallen aneinander zu finden. Eine Schildkröte lief der anderen nach. Unsere Tochter bat die Bekannte, ihr den „Maxi“ zu leihen, damit Panti ein

wenig Gesellschaft hätte. Das wurde bewilligt. Als sich die beiden Schildkröten in unserem Garten befanden, fing Panti an, die fremde Schildkröte zu bedrängen. Panti war ganz aufgeregt und begann, komische Schreie auszustößen und wollte die andere Schildkröte besteigen. Da erkannten wir erstmalig, dass Panti ein „Er“ war, obwohl sie einen weiblichen Namen trug. Anscheinend war aber auch Maxi männlich und wollte von den Annäherungsversuchen nichts wissen. Deshalb brachten wir die geliehene Schildkröte der Besitzerin zurück.

In den folgenden Jahren versuchten wir mehrmals, Panti eine Partnerin zu geben, doch leider hatten wir kein Glück mit den Weibchen.

Eine Schildkröte, die wir Thusnelda getauft hatten, legte sogar ein Ei. Wir vergruben es an einer sonnigen Stelle und hofften, dass eine kleine Schildkröte schlüpft. Doch nichts geschah. Wahrscheinlich war das Ei nicht befruchtet. Thusnelda erkrankte während des Sommers. Eines Tages fanden wir sie mit eingezogenen Beinen in einem Winkel. Sie war tot.

Ähnlich erging es uns mit einem weiteren Weibchen namens Mona. Auch sie legte ein Ei und starb bald darauf.

Als unsere Tochter zwecks Studiums das Elternhaus verließ, blieb Panti in unserer Obhut. Wir hatten uns sehr an sie gewöhnt. Wenn wir im Sommer zu unserem Feriensitz ins Burgenland fahren, wurde Panti selbstverständlich mitgenommen. Für sie wurde ein eingezäunter Bereich geschaffen, wo sie genug Auslauf hatte und trotzdem geschützt war.



Wir waren entsetzt, als Panti eines Tages aus ihrem Terrarium verschwunden war. Das Gitter, mit dem der Zaun errichtet war, zeigte ein Loch. Das konnte keinesfalls von Panti gemacht worden sein. Dazu reichten ihre Kräfte nicht. Ein Nachbar wollte uns weismachen, dass wahrscheinlich ein Hund oder ein anderes Tier Panti herausholen wollte. Das glaubten wir aber nicht, weil in Hermagor noch kein anderes Tier Appetit auf Panti verspürt hat. Unser Verdacht war ein anderer. Man hatte Panti in Freiheit gesetzt, um uns zu ärgern.

Die Suche nach Panti verlief ergebnislos. Wir wohnten ja mitten im freien Gelände, und da war es aussichtslos, Panti zu finden. Mittlerweile wussten viele Dorfbewohner, dass wir so ein Tier haben. Es vergingen Wochen. Da erfuhren wir im Dorf, dass ein Postchauffeur eine

Schildkröte auf der Straße im Dorf gefunden und mitgenommen hatte. Der Mann wohnte im zehn Kilometer entfernten Stegersbach. Wir nahmen Kontakt zu ihm auf und erfuhren, dass er das Tier einer Bekannten in Fürstenfeld gegeben hatte. Von dort kam Panti zufällig wieder zurück nach Neusiedl bei Güssing, wo eine Frau eine ähnliche Schildkröte besaß. Von dieser Frau bekamen wir unsere Panti zurück. Von nun an wurde sie strenger behütet.

Panti kannte uns gut. Sie lief uns zu, wenn wir sie beim Namen riefen. Mitunter kam sie aus ihrer Nachtbehausung hervor, wenn wir am Abend im Garten saßen und uns unterhielten. Es schien, als wolle sie uns Gesellschaft leisten.

24 Jahre wurde Panti von uns betreut. Unsere Tochter war mittlerweile Ehefrau und Mutter von zwei Buben geworden. Sie meinte, dass ihre Kinder auch Freude an einer Schildkröte haben. Aus diesem Grund übergaben wir Panti ihrer rechtmäßigen Besitzerin. Das war aber leider das Ende der Schildkröte. Wieder brach Panti aus ihrem eingezäunten Bereich aus und geriet dort in das Messer eines Mähers. Arme Panti! Ein solches Ende war nicht vorhersehbar.

Viele Leute erinnern sich noch heute an unsere Panti und erkundigen sich nach ihrem Schicksal. Panti ist bereits zur Legende geworden.

Kater Murli



Wir hatten einen kohlschwarzen Kater namens „Murli“. Er war der Liebling aller, besonders aber meiner Mutter. Sie versorgte ihn mit Futter, und zwar mit den besten Leckerbissen. So wurde ihm Milz vom Schwein gekauft, die fein säuberlich geschabt dem Murli gegeben wurde. Auch mit anderen Leckerbissen wurde er versorgt. Eine Angewohnheit war ihm eigen. Ob sein Futternapf ganz oder halbvoll gefüllt war, demnach ließ er jedes Mal einen Bissen davon übrig. Vor mehr als 50 Jahren gab es kein Fertigfutter für Katzen zu kaufen. Man musste die Nahrung selbst zubereiten.

In jungen Jahren brachte Murli ab und zu eine Maus ins Haus, um zu zeigen, wie tüchtig er ist. Er war ein guter Mäusefänger und wurde entsprechend gelobt.

Etwas konnte Murli gar nicht ausstehen. Das war, wenn unsere kleine Tochter mit Freudengeschrei zu ihm lief, um ihn zu streicheln. Fluchtartig sprang er aus dem Fenster oder entwichte durch die Tür. Er war kein Streichelkater. Nur meine Mutter konnte ihn jederzeit auf den Schoß nehmen und da lag er zufrieden und räkelte sich, dass man meinte, er würde auf den Boden gleiten. Nachts suchte er sich einen Schlafplatz im Bett meiner Mutter. Dort schlief er zu ihren Füßen. Nachts konnte er durch das offen gelassene Fenster ins Freie gelangen und auf Mäusejagd gehen.

Murli wurde 16 Jahre alt. Er hatte fast keine Zähne mehr und so musste ihm die Nahrung in Breiform zugeführt werden. Meine Mutter zerkleinerte für ihn Braunschweiger, die er gerne annahm.

Leider ging es mit seiner Gesundheit rapide abwärts. Er konnte kaum noch seine Hinterbeine nachziehen. Es war für uns alle eine Qual, ihn so leiden zu sehen. Wir entschlossen uns, ihn von seinem Leiden erlösen zu lassen. Meine Mutter brachte Murli zum Tierarzt, der ihn gut kannte. Sie lieferte das Tier bei ihm ab. Doch kaum war meine Mutter zu Hause, miaute Murli vor der Tür. Unter Tränen setzte meine Mutter unseren Murli in eine Schachtel und ging erneut zum Tierarzt, der das Tier von seinen Schmerzen erlöste.

Wir haben uns nie wieder eine Katze zugelegt.

Unsere Henne „Hansi“



Nach 1945 waren die Zeiten sehr schlecht. Meine Eltern versuchten es mit Hühnerhaltung. Drei Rhodeländerkücken wurden angeschafft und aufgezogen. Sie wurden in der Holzlage eingekistert. Eine davon war unsere „Hansi“. Sie war eine gute Legehenne und wurde fast zehn Jahre alt. Darüber hinaus war sie eine hervorragende Gluckhenne, die mit untergeschobenen Kücken ihre Mutterinstinkte auslebte. Sie war der Liebling meines Vaters und auf ihn war Hansi fixiert. Er brauchte sie nur zu rufen und sie eilte herbei. Am liebsten hatte sie es, wenn sie mein Vater bei den Läppchen liebte. Da setzte sie sich demütig auf den Bauch und streckte dem Streichelnden den Hals entgegen. Sobald mein Vater einen Spaten holte, wusste Hansi, jetzt geht es in den Garten. Sie

folgte Vater in den Garten und wartete bei jedem Spatenstich auf etwaige Käfer oder Würmer. Vater musste sehr aufpassen, dass er Hansi nicht versehentlich verletzte, weil diese in die Furche sprang, um ja nichts zu übersehen.

Hansi war ein intelligentes Tier. Als sie eines Tages ein sogenanntes „Tscherfelei“ (ein Ei mit weicher Schale) legte, kam sie darauf, dass man diese Haut aufpecken und den Inhalt verspeisen konnte. Das tat sie auch. Von nun an versuchte sie auch die Kalkschale ihrer gelegten Eier aufzupecken, was ihr mitunter gelang. Meine Mutter stellte dieses Vorhaben sofort ab, indem sie in der Früh sofort in der Holzlage Nachschau hielt und das gelegte Ei abnahm. Hansi musste auf weitere Genüsse dieser Art verzichten.

So gingen die Jahre dahin. Hansi war bereits im zehnten Lebensjahr. Sie hatte ihre Artgenossinnen überlebt. Sie legte aber immer noch fast täglich ein Ei. Ein neues Gehaben kam zum Vorschein. Sie flatterte auf den Zaun und begann zu krähen wie ein Hahn. Es war kein lupenreines Krähen, aber doch erkennbar als Hahnengekrähe.

Es war der Winter des Jahres 1955. Hansi pflegte täglich vor das Küchenfenster zu kommen, um von meiner Mutter mit Reis, kleingeschnittenen Fleischresten und anderen Körnlein verwöhnt zu werden. Hansi stand erwartungsvoll vor dem Fenster. Sie pickte einige Körner auf. Plötzlich fing sie torkeln an, verdrehte die Augen, ein eigenartiges Gackern war zu hören und dann stürzte Hansi zu Boden, streckte die Beine und war tot. Wir waren alle sehr betroffen. Da der Boden hart gefroren war, gab es für Hansi ein Wasserbegräbnis. Die Gösse trug ihren toten Körper weit, weit weg.

Eine gute Bekannte machte meiner Mutter Vorhaltungen, dass wir die gute Suppenhenne nicht verspeist hatten. Sie meinte, dass wir ihr die Henne hätten geben sollen im Tausch gegen andere Nahrungsmittel. Da wären wir uns wie Kannibalen vorgekommen.

Das war der Schwanengesang unserer „Hansi“.

Unsere Hennen

Die versteckten Eier



In der Nachkriegszeit ab 1945 wurde es mit der Beschaffung freier Lebensmittel immer schwieriger, deshalb entschlossen sich meine Eltern, einige Hennen anzuschaffen. Ein kleiner Hof genügte zum Auslauf und eine große Kiste in der Holzlage diente als Hühnerstall zum Schlafen. Also stand dem Kauf einiger Eintagskücken nichts mehr im Wege. Kurz entschlossen kauften meine Eltern drei winzig kleine Rhodeländerkücken. Sie wuchsen rasch zu

drei schönen Hennen heran. Sie waren braun gefärbt und man konnte sie gut voneinander unterscheiden. Die führende Henne bekam den Namen „Hansi“, die dunklere hieß „Iffy“ und die blassbraune bekam den Namen „Olly“. Die drei vertrugen sich gut miteinander.

Hansi war die Herrscherin. Sie wurde eine sehr gute Legehenne. Sie war meinem Vater untertan. Er brauchte sie nur zu rufen und schon eilte sie zu ihm und hockte sich demütig vor ihm nieder, damit er sie bei den Ohrläppchen streicheln konnte. Warum war sie so auf meinen Vater fixiert? Des Rätsels Lösung bestand darin, das Vater häufig im Garten arbeitete und dabei viele Käfer und Würmer zutage förderte, die von Hansi mit großem Appetit verspeist wurden. Iffy und Olly ließen sich nicht zur Dressur verleiten. Sie blieben zeitlebens scheu.

Als Hansi geschlechtsreif wurde, fing sie sich merkwürdig zu verhalten an. Sie gackerte und rumorte in der Holzlage herum. Meine Mutter merkte, dass Hansi seit Tagen keine Eier legte. Sie führte das auf das eigentümliche Benehmen der Henne zurück. Hansi entwischte jeden Tag aus dem Stall und kehrte erst Stunden später in den Hof zurück. Das zog sich etliche Wochen hin. Es gab kein Ei mehr von Hansi. Eines Tages kam der Nachbarbub zu uns und fragte: „Legt eure Hansi wohl noch?“ Meine Mutter gab ihm zu verstehen, dass wir von Hansi schon lange kein Ei bekommen hatten. „Kein Wunder“, meinte der Nachbarbub, „meine Mama fand in unserer Holzlage ein Nest mit vielen Eiern!“ So war das also!

Kurz entschlossen eilte meine Mutter zur Nachbarin und fragte, ob das stimme, dass in ihrer Holzlage ein Nest mit Eiern gefunden wurde. Es stimmte. Von da an durfte Hansi das Legenest erst verlassen, wenn sie das Ei gelegt hatte. Der Nachbarbub bekam von seiner Mutter eine Ohrfeige mit dem Kommentar: „Du bist der größte Trottel von Hermagor!“ Was sie wohl damit meinte?

Hansis Wunsch, Eier auszubrüten war somit zerstört. Es hätte auch nichts genützt, da wir keinen Hahn besaßen. Hansis Traum von der Mutterschaft ging auf andere Weise in Erfüllung. Davon in der nächsten Episode.

Die „Blaualan“



Im Laufe des Jahres ereigneten sich einige Unfälle mit den Hühnern. Iffy fiel in den Mühlbach und wir mussten zuschauen, wie ihr Gefieder vom Wasser getränkt wurde und sie in den Fluten versank. Es war uns nicht möglich, ihr zu Hilfe zu kommen. Der Mühlbach war teilweise mit Brettern zugedeckt, auf denen es nicht ratsam war zu gehen. Unsere Rettungsversuche misslangen kläglich. Iffy wurde vom Mühlbach in die Gössering und von dort wohl weiter in die Gail geschwemmt.

Noch schlimmer erging es Olly. Sie wurde vom Nachbarhund gejagt und übel zugerichtet. Sie erlag ihren Verletzungen.

Jetzt war Hansi allein. Sie fing plötzlich wieder zu glucken an. Eine Freundin meiner Mutter riet uns, für Hansi einige Eintagskücken zu besorgen und sie ihr unterzuschieben. Gesagt, getan. Man kaufte drei weiße Legehennen-Eintagskücken und schob diese behutsam unter Hansis Flügel. Hansi hörte sofort zu brüten auf, nahm die fremden Kücken als eigen an und führte sie aufopfernd zum Fressnapf, pickte eifrig nach Würmern und Käfern für sie und lockte sie ausdauernd zu sich. Aus den flaumigen Kücken wurden stattliche weiße Hennen, die von Mama Hansi, der Rhodeländerhenne, geführt wurden.

Zur gleichen Zeit wurde im Nachbargarten eine große Schar von Leghornhühnern gehalten. Ein Zaun trennte die Grundstücke und es kam vor, dass die eine oder andere Henne den Zaun überflog und wir die fremden und eigenen Hennen schwer auseinanderhalten konnten. Deshalb bemalte mein Vater das Gefieder unserer Leghornhennen mit blauer Farbe. Von da an hießen sie für uns die „Blaualan“. Im Gegensatz zu den Rhodeländerhennen zeigten die Blaualan keine Vertrautheit mit uns.

Eines Tages verschwand ein Blauale. Wir suchten mit den Augen die Hühnerschar im Nachbargarten ab. Ohne Erfolg. Das Blauale blieb verschwunden. Da hatte meine Mutter einen Einfall. Sie ging zum Stall des Besitzers der Nachbarhühner. Tatsächlich saß ganz einsam eine weiße Henne im Stall. Man hatte versucht, ihr die blaue Farbe abzuwaschen, was nicht zur Gänze gelang. Meine Mutter packte die Henne, ging zur Nachbarin, mit der sie sogar etwas befreundet war und sagte: „Ich habe unsere Henne geholt und versuche ja nicht abzustreiten, dass das unsere Henne ist!“ Es gab keine Gegenrede.

Wie die Blaualan bis zu ihrem Ende gelebt haben, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls selbst gegessen haben wir keine unserer Hennen.

Pepi, der Pfau

Im Nordburgenland lebte meine Kusine Pauline mit ihrer Familie in St. Georgen ob Eisenstadt. Ihr Mann war Förster im Dienste des Fürsten Esterházy. Als Förster wohnte er mitten im Leithagebirge in einer sogenannten „Forstei“. Mit dem Forsthaus war ein Einkehrghasthaus verbunden, das „Zum wilden Jäger“ hieß.



Der Wilde Jäger

Der Wilde Jäger liegt in Mitten des Leithagebirges zwischen Eisenstadt und Stotzing. Das Jagdhaus der Esterhazys wurde vor etwa 200 Jahren errichtet und bietet allen Naturverbundenen eine gemütliche Rast-station.

Willi, so hieß der Mann meiner Kusine, betrieb nebenbei eine kleine Landwirtschaft. Dazu gehörten Stiere, Hühner, Hasen und Pfau. Ein männlicher Pfau erhielt den Namen „Pepi“. Stolz zeigte sich Pepi mit seinem Pfauenrad. Abends suchte er einen Schlafplatz hoch oben in einer Eiche auf. Am Morgen weckte er uns zeitig mit seinem p-f-a-u. Wenn es hell war, flog er vom Baum herunter und blieb den ganzen Tag auf dem Boden. Willi hatte ein besonderes Verhältnis zu Pepi. Wenn er ihn mit Namen rief, kam Pepi gelaufen. Das passierte aber nur, wenn Willi ihn rief.

Es ist gut, das Pfauen nachts auf hohen Bäumen sitzen und dort schlafen. Wie wichtig und lebenserhaltend das ist, wurde bald offensichtlich.

Pepi lieferte Jahr für Jahr schöne Federn, die er bei der Mauser verlor und die meine Kusine zu einem „Spiel“ zusammenstellte. Viele Kunden bewarben sich um solch ein Pfauenrad. Das dürfte auch der Grund dafür gewesen sein, dass eines Tages der Pfau spurlos verschwunden war.

Gute Freunde erzählten meinen Verwandten, dass sie wüssten, wer der Försterfamilie den Pfau gestohlen hat. Schnurstracks marschierte Willi zu diesen Leuten und rief vor dem Haus: „Pepi, komm heraus!“ Und siehe, Pepi flatterte ihm entgegen. Aber wie sah er aus? Die

Diebe hatten ihm die Federn abgeschnitten, damit er nicht davonfliegen kann. Pepi sah fürchterlich aus. Der arme Pepi konnte abends nicht mehr auf den Baum hinauf fliegen. Es fehlten ihm die Flugfedern. So musste er nachts auf dem Boden bleiben und dort schlafen.

Eines Morgens lagen dort, wo Pepi zu schlafen pflegte, einige zerschlissene Federnreste. Ein Fuchs hatte sich nachts einen Pfauenschmaus geholt.

Das war Pepis Ende.



Mein Wellensittich „Prinzi“



In meiner Kindheit wünschte ich mir sehnlichst einen Hund als Gefährten. Da meine Eltern mit ihren Schäferhunden Freude und Schmerz erlebt hatten, wollten sie nie mehr einen Hund im Haus haben. Sie hatten aber nichts dagegen, als mir eine gute Bekannte ihren Wellensittich schenken wollte. Den grünen Wellensittich durfte ich seit längerem, so oft ich wollte, besuchen. Er gefiel mir sehr ob seiner drolligen Posen. Das „Spieglein, Spieglein an der Wand“ probierte er unermüdlich. Er konnte es nicht begreifen, dass der „andere“ Vogel nicht aus dem Spiegel hüpfte. Er guckte wiederholt hinter den Spiegel. Vergebens! Kein zweiter Vogel zeigte sich.

Frau Macuda hatte meine Begeisterung für den Vogel bemerkt. So ergab es sich, dass mir der Vogel samt Käfig geschenkt wurde. Von da an war es meine Aufgabe, den Vogel zu füttern, den Käfig zu reinigen und mich um das Tierchen zu kümmern. Als erstes wurde eine Taufe veranstaltet. „Prinzi“ hieß er von jetzt an. Tag für Tag erfreute er mich mit seinem Gezwitscher, seinen Turnübungen, der „Busselei“ mit dem Spiegel und vielem mehr. Meine Bemühungen, ihm das Sprechen beizubringen, scheiterten kläglich. Prinzi war wohl zu alt, um lernfähig zu sein. Was er besonders liebte, war das Freifliegen in der Küche. Wenn ich das Türchen seines Käfigs öffnete, hüpfte er auf meinen Kopf und ließ sich von mir herumtragen. Wenn es ihm passte, flog er in der Küche auf den Schrank, von dort auf die Fensterkarniese und wieder zurück auf meinen Kopf. So ging es eine geraume Zeit. Schließlich lockte ich ihn zu mir und ich setzte ihn wieder zurück in seinen Käfig. So ging es monatelang und unsere Familie erfreute sich an seinem Dasein.

Dann der Schock! Eines Tages lag Prinzi tot auf dem Boden des Käfigs. Seine kurze Lebenszeit war abgelaufen. Für mich war es ein schwerer Verlust. Prinzi wurde von mir an einem schönen Plätzchen in unserem Garten begraben.

Ich denke heute noch an Prinzi, wenn ich Papageien oder Wellensittiche sehe.

Schlussenteil: Lebensläufe von

Maria Kandolf

Johann Kandolf

Helene Pilz geb. Kandolf

Maria Kandolf geb. Melichar 6.2.1899 – 10.8.1972



Sie wurde als drittes Kind der Arbeiterfamilie Rudolf und Anna Melichar am 6. Februar 1899 in Erlach an der Pitten geboren. Die Eltern zogen mit den vier Kindern nach Götzendorf, wo Maria mit ihren Schwestern Anna und Mathilde und dem Bruder Rudolf ihre Kindheit und Jugend verbrachte.

Wie ihre Geschwister musste auch sie nach der Pflichtschulzeit in der Fabrik an den Spinnmaschinen arbeiten.

Die Eltern verstarben sehr früh, sodass die ältere Schwester Anna Vater- und Mutterstelle vertreten musste.

Maria arbeitete so wie viele andere Frauen im Ersten Weltkrieg in der Munitionsfabrik in Götzendorf. Eines Tages gab es eine schreckliche Explosion in der Munitionsfabrik. Maria musste daraufhin in der Zuckerfabrik in Bruck an der Leitha arbeiten. Nach dem Weltkrieg arbeitete Maria an verschiedenen Stellen als Dienstmädchen in Wien. Sie machte aber schlechte Erfahrungen damit und kehrte schließlich nach Götzendorf zurück, wo sie wieder in der Spinnerei arbeitete.

Das Schicksal wollte es, dass der Hermagorer Johann Kandolf eben dort als Magazineur arbeitete. Die jungen Leute fanden Gefallen aneinander, was schließlich zur Heirat führte. Als Ehepaar zogen die beiden nach Hermagor ins Häuschen von Georg Kandolf, dem Vater von Johann. Die Räumlichkeiten waren beängstigend dürftig, sodass das junge Paar auf Wohnungssuche ging. Eine passende Lösung wurde nach einer Übergangslösung, bei der das Ehepaar im kleinen Haus der Frau Jost wohnte, im Haus des Andreas Ritscher Nr. 75, heute Gasser Platz, gefunden. Im Jahr 1929 kam dort die Tochter Helene Gertraud zur Welt. Der Vater Georg Kandolf wollte nicht allein in seinem Häuschen wohnen. Er bat die jungen Eltern zu ihm zu ziehen. Er übergab seinem Sohn Johann das Haus und die Jungen bauten das Haus zu einem schmucken Einfamilienhaus um. Für den betagten Vater war ein eigenes Stübchen vorgesehen, das er bis zu seinem Tod im Jahr 1935 bewohnte.

Für Maria, die eine ausgezeichnete Hausfrau war, kamen nach einigen schönen Jahren

schwere Zeiten. 1934 wurde ihr Mann arbeitslos. Um ein wenig zum Unterhalt beizutragen, half Maria bei den Nachbarn zeitweise auf den Feldern aus und wurde dafür mit Naturalien entlohnt.

In den Kriegsjahren des Zweiten Weltkrieges musste Maria auf der Hasslacher Säge Kriegseinsatz leisten. Da sie nur ein Kind hatte, das minderjährig war, wurde sie dazu verpflichtet.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde ihr Mann wieder arbeitslos, weil er ein kleiner Mitläufer des Dritten Reiches war.

Maria scheute wiederum keine Mühe, für den Haushalt etwas beizusteuern. Sie verkaufte Bücher für einen Verlag, Pflanzen für den Gärtner, arbeitete in der sogenannten Puppenfabrik der Firma Essl, in der sie sich einen Hautausschlag und Blasenbeschwerden zuzog, sodass sie gekündigt wurde. Eine weitere Arbeitsstelle war der Pflanzgarten in Grünburg, zu dem sie täglich mit dem Fahrrad die sechs Kilometer hin und zurück fuhr. Es gab noch andere Tätigkeiten, die ich nicht alle auflisten möchte.

Es war hoch an der Zeit, dass ihr Mann 1950 endlich wieder eine Anstellung als Buchhalter fand. Johann durfte im Wasserbauamt in Villach arbeiten. Täglich fuhr er mit dem ersten Zug nach Villach und kehrte mit dem letzten Zug nach Hermagor zurück. Tatkräftig unterstützte Maria ihren Mann, indem sie für ein gutes Frühstück und Essen für Mittag sorgte. Nach einigen Jahren wurde Johann in die Gailbauleitung versetzt, dorthin, wo er Jahre zuvor gearbeitet hatte.

Maria konnte wieder im Haushalt allein werken. Die Tochter Helene lebte nach ihrer Ausbildung zur Lehrerin im Elternhaus. Sie heiratete im Jahr 1955. Als 1956 eine Enkeltochter zur Welt kam, wurde das Kind liebevollst von ihr mitbetreut. Bis zu ihrem Tod war sie der gute Geist des Hauses. Alle Neuerungen bzw. Umbauten wurden von ihr und ihrem Mann mitgetragen und tatkräftig unterstützt.

Maria litt viele Jahre an Altersdiabetes. 1972 verstarb sie im Krankenhaus Villach. Sie hatte ihren geliebten Mann nur fünf Monate überlebt. Die beiden waren 48 Jahre miteinander verheiratet.

Johann Kandolf

30.10.1896 – 6.3.1972

Er wurde als dritter Sohn von Georg Kandolf und Anna Kandolf geb. Rohsbacher in Hermagor geboren. Die beiden Brüder hießen Jakob und Josef. Im Jahr 1906 verstarb die Mutter. Der Vater Georg Kandolf zog die drei Buben allein groß. Jakob, der älteste Bruder, erlernte den Beruf des Wagners. Josef ging zur Eisenbahn, wo er eine Ausbildung zum Maschinenschlosser machte. Johann besuchte eine Handelsschule in Wien und wurde Angestellter.



Ein vorehelicher Bruder hieß Matthias Dobringer. Er arbeitete in verschiedenen Bierbrauereien.

Alle vier Brüder mussten im Jahr 1914 in den Krieg ziehen. Jakob starb bereits im Frühjahr 1915 (2. März) den „Heldentod“ in Gallizien. Matthias, Johann und Josef kamen einigermaßen heil im Jahr 1918 aus dem Krieg zurück.

Matthias wurde Arbeiter in einer Bierbrauerei. Josef wurde Lokführer und Johann Angestellter.

Johann fand eine Arbeitsstelle in Götzendorf/Niederösterreich in einer Baumwollspinnerei, wo er seine spätere Frau Maria Melichar kennenlernte. Die Ehe wurde 1924 geschlossen. Johann kehrte mit seiner Frau in die Heimat zurück, wo er von 1924 bis 1934 Leiter der Gebietskrankenkasse war. Von dieser Anstellung blieb ihm bis an sein Lebensende der Beinamen „Krankenkassa Kandolf“ zum Unterscheiden der Familien gleichen Namens. So gab es in Hermagor den „Oberen Kandolf“ (Bäcker), den „Unteren Kandolf“ (ebenfalls Bäcker), den „Dienstmann Kandolf“ (Onkel von Johann) und den „Vetter“ (Kandolf – Eisenbahner).

1934 wurde Johann arbeitslos. Vier schwere Jahre folgen. 1938 bekam Johann eine Stelle als Buchhalter bei der Gailbauleitung in Hermagor. 1938 wurde Johann zum Militär eingezogen. Es gab kritische Situationen mit der Tschechoslowakei, die sich nach einigen Monaten entspannten. Johann durfte abrüsten und wieder seinen Platz in der Gailbauleitung einnehmen. Als der Zweite Weltkrieg im Jahr 1939 ausbrach, erwischte es Johann ein zweites Mal. Er wurde 1944 zum Volkssturm eingezogen, wo die Soldaten die Heimat am Plöckenpass sichern mussten. 1945 geleiteten die Volkssturmsoldaten die rückflutenden Kosaken ins Drautal. Leider lieferten die Siegermächte die Kosaken den Russen aus, die diese Menschen töteten.

Nach dem Kriegsende 1945 wurde Johann arbeitslos. Erst 1950 wurde Johann wieder eingestellt. Sein Arbeitsplatz war das Wasserbauamt Villach, wo er als Buchhalter tätig war. 1955 durfte er an seinen alten Arbeitsplatz in der Gailbauleitung zurückkehren, wo er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1966 arbeitete.

Sein Leben war von vielen ideellen Tätigkeiten geprägt. Seine große Liebe galt in erster Linie der Musik. Als guter Violinist, Flügelhornbläser und späterer Cellist wirkte er mit Begeisterung bei Musikvereinen mit (Orchester, Blasmusik, Streichquartett).

Große Freude bereitete ihm das Lesen guter Literatur. Er genoss ein freundschaftliches Kartenspiel und das Eisstockschießen im Winter. Er war lange Schriftwart beim Kriegerdenkmalausschuss, der von Obmann Dr. Albert Menninger von Lerchenthal initiiert wurde. Die Arbeit des Ausschusses erstreckte sich von 1934 bis 1937. In dieser Zeit wurde mit großem Einsatz vieler Vereine und Einzelpersonen das jetzige Kriegerdenkmal geschaffen. Dem Hermagorer akademischen Bildhauer Hans Domenig war es anheim gestellt, dieses würdige Denkmal zu schaffen. 1937 fand die Enthüllung und Einweihung des Denkmals am Ende der 10. Oktoberstraße statt. Heute befindet sich das Kriegerdenkmal an der Gailtalstraße westlich von Hermagor.



Eltern von Helene 1945

Nicht vergessen darf man die Obsorge Johanns für seine Familie. Der Ehe entspross im Jahr 1929 eine Tochter namens Helene Gertraud, die sich 1955 mit ihrem Lehrerkollegen Eduard Pilz vermählte. Dieser Verbindung entspross 1956 eine Tochter namens Lygia Maria.

1972 verstarb Johann in Hermagor.

Nachtragen möchte ich noch, dass mein Vater immer mit „Hans“ und nie mit Johann unterschrieb.

Zur Person der Autorin Helene Pilz geb. Kandolf

Ich wurde am 4. 12. 1929 in Hermagor geboren, ging dort in die Volks- und Hauptschule. Anschließend wurde ich in der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, kurz LBA genannt, zur Lehrerin ausgebildet. Ich besuchte die LBA in Klagenfurt von 1944 bis 1950. Meine Dienstzeit absolvierte ich an verschiedenen Schulen als Volks- und später als Hauptschullehrerin. Seit 1986 befinde ich mich im Ruhestand. Als Hausfrau und Mutter einer Tochter gab es genügend Arbeit neben dem Hauptberuf. Etliche Hobbys gaben mir den notwendigen Ausgleich zur täglichen Arbeit. Musik, Lesen, Gartenarbeit, Reisen sind einige meiner Lieblingsbeschäftigungen, die ich bis heute ausübe. In allen meinen Aktivitäten werde ich von meinem Ehemann Eduard, der als Sonder-schullehrer tätig war, jederzeit unterstützt, wofür ich herzlich danke.

Helene Pilz